

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 183 (2015)
Heft: 20

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweizerische Kirchen- Zeitung

MISSION BRAUCHT REPUTATION

.....

Mission erfordert Reputation! Das Zweite Vatikanische Konzil sprach sich für eine Kirche aus, die ihren Wirkungsort in der Welt und bei den Menschen sieht.

Die Päpste nach dem Konzil wurden nicht müde, dies mit den Stichworten «Mission» und «Neuevangelisierung» auf den Punkt zu bringen. Wer aber missionieren will, ist auf eine gute Aussenwirkung und damit auch auf eine gute Reputation angewiesen. Es gilt der Grundsatz, bei der Kirche noch in verschärfter Weise als bei anderen Institutionen: «An ihren Taten sollt ihr sie erkennen!» An den Missbrauchsfällen in der Kirche wurde dabei deutlich, was Warren Buffett so umschrieben hat: «Es braucht zwanzig Jahre, um einen guten Ruf aufzubauen, und fünf Minuten, um diesen zu ruinieren.»

So ist es naheliegend, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie es um das Ansehen der grossen Kirchen in der Schweiz steht. Diese wichtige Aufgabe hat das Schweizerische Pastoralsoziologische Institut in St. Gallen auf sich genommen, und der Theologe und Psychologe Urs Winter-Pfändler legt nun mit dem Buch «Kirchenreputation. Forschungsergebnisse zum Ansehen der Kirchen in der Schweiz und Impulse zum Reputationsmanagement» (Eigenverlag SPI St. Gallen 2015, 303 S.) die Resultate dieser breiten Untersuchung vor.

In der SKZ werden die wichtigeren Resultate in absehbarer Zeit vertieft. Hier nun einführend zuerst eine kurze Zusammenfassung: Knapp 1400 Befragte – 360 angehende Primarlehrer und Kindergärtnerinnen der Pädagogischen Hochschule St. Gallen, 90 Theologiestudierende aus allen römisch-katholischen und evangelisch-reformierten Fakultäten der Deutschschweiz sowie 949 Kan-

tonsparementarier – gaben in einer wissenschaftlichen Studie Auskunft über ihre Verbundenheit mit den Kirchen und über ihre Einschätzungen der Qualität kirchlicher Dienstleistungen, des Seelsorgepersonals oder der Kirchenleitungen.

Die kirchlichen Mitarbeitenden und die Angebote der römisch-katholischen und der evangelisch-reformierten Kirche werden zu grossen Teilen geschätzt; die Reputation der römisch-katholischen Kirche hat sich durch die Missbrauchsskandale und deren Positionen zur Sexualmoral in den vergangenen Jahren verschlechtert. An diesen Fragen droht gemäss Urs Winter-Pfändler das Herzstück der Reputation, die emotionale Verbundenheit mit der Organisation, zu zerbrechen, d.h. die Menschen verlieren ihr Vertrauen in die Kirche, sie erachten diese als unglaubwürdig oder haben ein ungutes Gefühl.

Neben verschiedenen Baustellen wird auch Positives genannt: die motivierten und kompetenten Mitarbeitenden, kirchliche Angebote wie Taufen oder Hochzeiten, auch gesellschaftliches Engagement. Die Politiker schätzen die reformierten Kirchen in den meisten Bereichen positiver ein als die römisch-katholische Kirche – obwohl die letztgenannte ja weit häufiger medial sichtbar ist.

Aus der Studie lässt sich ableiten, dass offen, transparent und ehrlich kommuniziert werden muss und der Dialog mit der Gesellschaft und den Menschen nötig ist: «Doppelmoral gilt es genauso zu vermeiden wie jegliche Versuche, interne Missstände zu vertuschen. Zudem sind die Kirchen gefordert, ihren gesellschaftlichen Beitrag immer wieder auszuweisen.» Gefordert sind also Taten, nicht viele Worte.

Urban Fink-Wagner

269
REPUTATIONS-
STUDIE

270
GLAUBE IN
DER WELT

274
SCHÖPFUNG

275
KATH.CH
7 TAGE

281
IDEEN-
GESCHICHTE

282
AMTLICHER
TEIL

INTERVIEW

Der Interviewer Fritz Imhof ist Theologe und freischaffender Journalist. Er arbeitet als Freier Mitarbeiter u. a. für das Portal «Livenet.ch», das Magazin «idea Spektrum», das Magazin «INSIST» und den Informationsdienst der Schweizerischen Stiftung für die Familie und betreut die Webseite «Liturgieboerse.ch» der Reformierten Landeskirche Aargau.

Prof. Dr. Miroslav Volf ist Henry B. Wright Professor für Systematische Theologie an der Yale-Universität und Gründer und Direktor des Yale Center for Faith & Culture. Bekannt ist Volf durch Bücher wie etwa «Allah: A Christian Response» (2011), «Free of Charge: Giving and Forgiving in a Culture Stripped of Grace» (2006), «After Our Likeness: The Church as the Image of the Trinity» (1998) und «Exclusion and Embrace: A Theological Exploration of Identity, Otherness, and Reconciliation» (1996), welches im Jahr 2002 mit dem Grawemeyer Award ausgezeichnet wurde. Miroslav Volf wurde 1956 in heutigen Kroatien geboren. Er studierte in Zagreb und am Fuller Theological Seminary Theologie und promovierte und habilitierte bei Jürgen Moltmann in Tübingen. Sein aktuelles Forschungsinteresse gilt Fragen zu Glaubensformen im Kontext von Globalisierungsprozessen, zwischenmenschlicher Versöhnung und einer theologischen Anthropologie menschlicher Wohlfahrt.

GUTE THEOLOGIE FÖRdert GELINGENDES LEBEN

Interview mit Miroslav Volf zum Thema Glaube & Globalisierung

In einer Welt die immer pluralistischer wird, haben alle Menschen ein gemeinsames Anliegen: Wie kann das Leben gelingen, was braucht es für ein erfolgreiches, gutes Leben? Der Theologe Miroslav Volf ist überzeugt: Dazu braucht es eine gute Theologie mit Jesus Christus im Zentrum. Im Interview erläutert er ausserdem seine Position zu Friede und Versöhnung, zum interreligiösen Dialog – speziell mit dem Islam – und zum Umgang mit dem Säkularismus.

Miroslav Volf, Sie haben viel über Friede und Versöhnung geschrieben. Würden Sie sich als Pazifisten bezeichnen?

Ja, ich bin ein Pazifist, aber einer, der bereit ist, in Extremsituationen Kompromisse einzugehen. Bonhoeffer ist mein Vorbild: Ich denke, dass ein Kompromiss manchmal notwendig ist, wobei man sich bewusst sein muss, dass es ein Kompromiss ist. Wir müssen immer die Feindesliebe bezeugen, die, wie ich denke, eines der wesentlichen Merkmale des christlichen Glaubens ist und eine Folge der Tatsache, dass Gott Liebe ist, dass Christus für die Gottlosen gestorben ist und dass Gott die Sünder rechtfertigt.

Eines Ihrer Schwerpunktthemen lautet «Vergebung und Versöhnung». Steht dahinter Ihre persönliche Biografie?

Natürlich. Unsere Biografien beeinflussen uns zwar, aber sie bestimmen uns nicht, sie lassen uns Freiheit. Ich bin in einer Familie aufgewachsen, die Vergebung und Versöhnung praktiziert hat; ich wurde von einem Kindermädchen grossgezogen, das einen fröhlichen und gewaltlosen Lebensstil verkörperte. Ausserdem wuchs ich in einer Minorität auf, in einer christlichen Gemeinschaft, die von einem mehr oder weniger kirchenfeindlich gesinnten Umfeld umgeben war. Dieser Umstand hätte sicherlich das Potenzial gehabt, eine Reaktion zu erzeugen und mich zu einer Person zu machen, die auf Kontrolle und Vergeltung aus ist. In vielen anderen Biografien und auch in meiner wurde ein konkretes Verständnis des christlichen Glaubens – ich nenne es die Umarmung («embrace») eines authentisch christlichen Glaubens – bestimmend. Sie hat mich in Richtung Vergebung und Versöhnung geführt.

Können Sie das Konzept «Exclusion and Embrace» kurz beschreiben?

Wir leben in einer pluralistischen Welt, in der unsere Identitäten ständig hinterfragt werden,

manchmal durch friedfertige Begegnungen, manchmal durch sozialen Druck und zuweilen auch durch unverhohlene Gewalt. Wenn wir eine defensive Haltung einnehmen, schliessen wir andere aus unserer Identität aus und bestehen darauf, dass unsere persönlichen, kulturellen, religiösen oder nationalen Identitäten unvermischt sind. Im Gegensatz zur Exklusion («exclusion») steht die Umarmung («embrace») für eine Überzeugung, dass der Andere immer schon zu uns gehört und wir zu ihm. Sie steht somit für eine bestimmte Art und Weise der Erhaltung von Grenzen, die von der Liebe geprägt ist und in welcher beide Seiten ihre Grenzen – und damit ihre Identitäten – bestätigen und sie dennoch durchlässig lassen. So lernen wir voneinander, uns den jeweils Anderen anzupassen, schaffen in uns Raum für sie und schenken uns ihnen. Natürlich kann nicht alles umarmt werden; die dreckigen Schuhe müssen draussen bleiben. Diese komplexe Art des Aushandelns von Identität ist eine Voraussetzung für ein Miteinanderleben in einer komplexen Welt als Familien, als Gemeinschaften, als Nationen und als globale Gemeinschaft von Staaten. Das Bild der Umarmung geht auf das Gleichnis vom verlorenen Sohn zurück, in dem der Vater den zurückkehrenden Sohn umarmt. Die körperliche Umarmung steht symbolisch für die Annahme und die Aushandlung von Identität: Weil der Vater nicht ohne Sohn sein wollte, musste seine Identität einen Wandel vollziehen: Er musste akzeptieren, vom Vater einer vereinten Familie zum Vater eines verschwenderischen Sohnes und schlussendlich, nach der Rückkehr dieses Sohnes, zum Vater eines verärgerten älteren Sohnes zu werden... Seine Identität musste sich verändern – damit er bleiben konnte, wer er war: der liebende Vater, der nicht ohne seine Söhne sein möchte. Derselbe zu bleiben und sich doch zu verändern – beides wurde von der Liebe des Vaters bestimmt.

Sehen Sie angesichts der aktuellen Konflikte neue Ansätze für die Lösung von Konflikten?

Im Buch «Flourishing: Why We Need Religion in a Globalized World», das demnächst durch «Yale University Press» veröffentlicht wird, argumentiere ich, dass der christliche Glaube und andere Weltreligionen wesentlich zum Frieden beitragen können. Dieser Beitrag besteht in der neuen Bestätigung einer richtig verstandenen Transzendenz und des zentralen Platzes dieser Transzendenz – bei Gott selber – in unseren Leben. Dies sehe ich als Schlüs-

sel sowohl für persönliche Zufriedenheit als auch für globale Solidarität. Und diese sehe ich wiederum als Schlüssel zu einer effektiven Fürsorge für diesen Planeten. Wir sind für Gott geschaffen, dies hat Augustinus richtigerweise und stark betont. Ich argumentiere in meinem Buch auch, dass die Beziehung zu Gott unsere Freude an der Welt sowohl verstärkt als auch vielschichtiger macht – und auf diese Weise der Konsumsucht entgegenwirkt, die aus der systematisch erzeugten Unzufriedenheit über das, was ist, resultiert. Diese Argumentation stelle ich einer Kritik am christlichen Glauben entgegen, die behauptet, dass eine Bindung an Gott den angemessenen Wert alltäglicher Realitäten verwischt. Es ist eine Antwort auf zwei Arten von Nihilismus, die sich für alle sichtbar auf der Weltbühne bekämpfen: Auf der einen Seite die weltverneinenden und weltzerstörenden fundamentalistischen Religionen, die mit der anderen Seite, den areligiösen Nihilismen, welche beliebige Werte postulieren, zusammenprallen. Der Konflikt verläuft zum einen zwischen den religiösen Fundamentalisten selbst, die sich mit einem Klammergriff an ihren Begriff des jeweiligen transzendenten Sinns hängen, und zum andern zwischen diesen religiösen Fundamentalisten und den areligiösen Freidenkern (Säkularisten), die für Lust und Freude bei der Gestaltung ihres Lebens kämpfen.

Was bedeutet das für den Dialog mit Religionen?

Die Theologie der Umarmung («embrace») ist in vieler Hinsicht auch ein Programm für den Dialog mit Weltreligionen. Der Kerngedanke kann durch die Formulierung «starke Identitäten mit durchlässigen Grenzen» ausgedrückt werden. Im Buch «Captive to the Word of God» habe ich diese Grundhaltung «weiche Differenz» («soft difference») genannt. Im interreligiösen Dialog muss ich mich selbst bleiben, sonst löst sich der Dialog selbst auf. Wenn ich mich aber gar nicht verändere, macht der Dialog keinen Sinn. Für mich wird eine solche Grundhaltung von zwei zentralen christlichen Überzeugungen gestützt: erstens vom Glauben, dass Christus – als Licht, das alle erleuchtet – die Quelle aller Weisheit ist, wo auch immer Weisheit gefunden werden kann, einschliesslich der Religionen. Zweitens vom Bewusstsein, dass mein eigenes Verständnis von Christus und von der Weisheit, die in Christus ist, immer unvollständig bleibt. Indem ich mit einer Person andern Glaubens – oder anderer Weltanschauung – im Dialog stehe, kann ich sowohl von ihr lernen als auch hoffen, ihr Weisheit zu vermitteln; ich kann mich selbst bleiben und gleichzeitig eine Veränderung durchlaufen.

Der Dialog ist aber nur ein Aspekt der Begegnung zwischen Religionen. Wir brauchen einen politischen Rahmen pluralistischer Demokratie, welcher die Gewissensfreiheit aller schützt und alle gleich behandelt. Das heisst, dass die politischen Vorausset-

zungen gegeben sind, dass jede Religion ihre eigene Vision von gelungenem Leben öffentlich artikulieren kann. Wir brauchen «religionsfreundliche» Demokratien – sozusagen genuine pluralistische Demokratien –, und wir brauchen «pluralistische, Demokratiefreundliche» Religionen. Beide bieten gemeinsam einen institutionellen und kulturellen Rahmen für die Art von Dialog, den ich beschrieben habe. Ein Dialog, der nicht nur von privaten Gesprächen lebt, sondern auch zu einer öffentlichen Konversation wird.

Die wichtigste Herausforderung scheint heute der Umgang mit dem Islam. Besonders nach dem Schock von 9/11. Würden Sie der These widersprechen, dass der Islam Gewalt bereits in seiner DNA hat? Also ein Gewaltproblem schon in seiner Entstehungsgeschichte?

Man könnte auch argumentieren, dass das Judentum und das Christentum Gewalt in ihrer DNA haben. Sind nicht der Exodus und die Landnahme des gelobten Landes letztlich fundamental für diese beiden Glaubenstraditionen? Ich lebe zurzeit in einem Land, in dessen Ursprüngen man sich auf genau diese Traditionen berufen hat, um Ureinwohner mit Waffengewalt zu unterdrücken. Umgekehrt wirkt die erste Phase der Anfänge des Islams, die mekkanische Phase, ziemlich friedlich. Ich argumentiere, dass der Islam friedfertig interpretiert werden kann – und dass er von glaubwürdigen und hoch respektierten Vertretern des Islams so interpretiert wurde. Religionen wie auch der Islam lassen sich nicht auf einen Punkt reduzieren. Sie enthalten eine Vielzahl von Motiven, und diese Motive werden unterschiedlich umgesetzt, abhängig von den jeweiligen Umständen. Einige Religionen mögen stärkere pazifistische Motive haben als andere, trotzdem ist keine der Weltreligionen an sich gewalttätig.

Was ist bei Begegnungen und Dialogen mit Muslimen besonders zu beachten?

Christen müssen die Frage der religiösen Freiheit – Glaubensfreiheit, die Freiheit, den Glauben zu praktizieren, die Freiheit, den Glauben zu verbreiten – und die Gleichberechtigung jeder Person (und auch jeder Religion) hervorheben, wenn sie sich in einer vorgegebenen (politischen) Gesellschaft öffentlich artikulieren wollen. Wenn wir das tun, müssen wir uns aber bewusst sein, dass Christen selbst während vielen Jahrhunderten diese religiöse Freiheit nicht anerkannten; in Wirklichkeit unterstützt die Mehrheit der Christen religiöse Freiheit erst ab der Mitte des letzten Jahrhunderts.

Ich stehe nun seit vielen Jahren in interreligiösen Dialogen, nicht nur mit dem Islam. Die erste Frage, die ich mir dabei immer stelle, ist: «Was kann ich von ihnen lernen, über mich selbst, über sie und über unsere gemeinsame Beziehung?» Ich beginne mit einer Haltung des «Noch-nicht-Verstehens» – das ist nicht dasselbe wie Ignoranz! – und lasse mein Ver-

INTERVIEW

INTERVIEW

ständnis vom Gespräch formen. Aber ich gehe auch davon aus, dass meine Gesprächspartner etwas von mir lernen müssen, womöglich sogar die Grundhaltung des «Noch-nicht-Verstehens».

Wie sollen Christen mit dem muslimischen Gottesbild von Allah umgehen? Allah scheint sich stark vom christlichen Gott zu unterscheiden.

Nun, ich habe ein ganzes Buch über dieses Thema geschrieben. Soweit ich betroffen bin, sieht die Antwort schlicht so aus: Christen und Muslime haben denselben Gegenstand der Anbetung, aber sie verstehen diesen Anbetungsgegenstand teilweise auf unterschiedliche Art und Weise. Die bedeutenden Unterschiede betreffen die dreieinige Natur Gottes und die Annahme, dass das eigentliche Wesen Gottes seine Liebe ist. Aber es gibt auch bedeutsame Ähnlichkeiten. Sie sind gross genug, um eine moralische Grundlage für ein gemeinsames Leben zu begründen. Damit meine ich nicht die Basis für eine Übereinstimmung in allen Dingen, aber die Grundlage dafür, die Unterschiede herauszuarbeiten und mit ihnen leben zu können.

Sie sagen, dass Muslime den gleichen Gott haben wie die Christen. Eine These, der viele Christen widersprechen.

Ich verneine nicht die Unterschiede; es wäre unmöglich und töricht, das zu tun. Ich verneine aber, dass die Unterschiede derart sind, dass angenommen werden muss, dass entweder Muslime oder Christen, die ja beide Monotheisten sind, nur einen Götzen anbeten. Natürlich kann ich nicht all meine Argumente für diese Position hier entfalten. Ich bitte die Leser deshalb, mein Buch «Allah: A Christian Response» zu konsultieren und sich dann selbst eine Meinung zu bilden. Diese Frage ist wichtig, und sie verdient sorgfältiges Nachdenken. Aber eines dürfen wir nicht vergessen, und es kann relativ kurz gesagt werden: Die Unterschiede zwischen muslimischen und christlichen Darstellungen Gottes sind nicht viel grösser als die Unterschiede zwischen jüdischer und christlicher Gottesbeschreibung. In der Tat sind die wichtigsten Unterschiede der jüdischen und muslimischen Gottesdarstellung auf der einen und der christlichen Darstellung auf der anderen Seite vergleichbar. Ich kenne aber keinen verantwortungsbewussten Christen, der sagen würde, dass Juden einen anderen Gott anbeten als die Christen.

Ist es für Sie akzeptabel, wenn Muslime beteuern, gewalttätige Islamisten seien keine Muslime?

Wenn eine solche Beteuerung im Bezug auf Islamisten gemacht wird, wie die derzeitige Führung des Islamischen Staates sie darstellt, dann sind sie für mich zweifellos akzeptabel. Ich denke, der offene Brief an Al-Baghdadi: «The Open Letter to Al-Baghdadi» (www.lettertobaghdadi.com) zeigt genau das.

Ich pflege persönliche Freundschaften zu einigen der religiösen Gelehrten, die den Brief unterschrieben haben. Der Islamische Staat ist sowohl nicht-islamisch als auch kein legitimer Staat.

Welche persönlichen Voraussetzungen erfordert das Gespräch mit Vertretern anderer Religionen?

Die Wahrheit in Liebe auszusprechen – und ein Bewusstsein dafür zu haben, dass dies ein Ideal ist, welches wir oftmals nicht wirklich verkörpern und dem wir auch nicht entsprechen, wenn wir meinen, dass wir es tun. Es braucht auch Mut. Ich glaube, dass Angst – mehr als alles andere – die Beziehung zwischen Angehörigen unterschiedlicher Religionen zersetzt. Wir fürchten das Andere und projizieren dann das, was wir fürchten, auf das, was sie sind.

Gibt es aktuell einen glaubwürdigen Dialog zwischen Christen und Muslimen mit nachhaltigen Perspektiven für den gegenseitigen Umgang der beiden Weltreligionen?

Dialoge produzieren keine unmittelbaren Resultate. Ich erinnere mich daran, wie ich vor vielen Jahren Teil des römisch-katholisch/pfingstlerischen Dialoges war, als der katholische Vorsitzende Killian McDonnald, den ich sehr bewundere, oft darlegte, dass Dialoge nichts für diejenigen sind, die von Effizienz besessen sind, sondern für diejenigen, die bereit sind, längerfristig zu denken. Das Gleiche stimmt für den Dialog zwischen Christen und Muslimen. Ich bin zur Überzeugung gekommen, dass eine Gruppe im interreligiösen Dialog nicht einer Arbeitsgruppe in einem Kontrollraum gleicht, sondern Leuten, die den Boden bearbeiten und einen Garten anpflanzen. Und natürlich sind Gespräche nicht das Einzige, das getan werden muss, um die Beziehungen zwischen verschiedenen Glaubensgemeinschaften zu verbessern. Ihre Spannungen haben auch ökonomische, politische und kulturelle Dimensionen.

Zu einem andern Thema: Sie sprechen von «human flourishing». Was meinen Sie damit, welche Konsequenzen hat das Konzept für die christliche Kirche?

«Human flourishing» ist ein sehr formbarer Begriff, der heute in einigen Kreisen beliebt ist. Ich denke damit ungefähr an das, was man meint, wenn man vom «guten Leben», vom «blühenden Leben» oder vom «sinnerfüllten Leben» spricht. Jeder dieser Begriffe hat natürlich teilweise unterschiedliche Bedeutung und kommt aus unterschiedlichen intellektuellen Traditionen. Für mich wurde es die zentrale, wegleitende Idee, welche die Mission der Kirche und das Engagement mit den anderen Religionen bestimmt. Wir leben in einer Kultur, die sich nach dem «lebenswerten Leben» sehnt, aber gleichzeitig, wie David Foster Wallace geschrieben hat, «wissen wir» nicht nur «nicht, wie man sinnvoll lebt (...)».

Wir scheinen nicht einmal fähig zu sein, uns etwas länger auf diese Frage zu konzentrieren.» Wir denken intensiv darüber nach, wie wir in verschiedensten Bestrebungen Erfolg haben können, aber nicht darüber, wie wir als Menschen erfolgreich sein können. Die Frage nach dem guten Leben ist die Frage, um die sich der ganze christliche Glaube dreht, die eine Frage, in welcher alle anderen Fragen enthalten sind. Das ist so, weil die Frage nach dem guten Leben für den christlichen Glauben immer schon die Frage nach Gott, und noch genauer, die Frage nach dem Gott, der sich in Jesus Christus offenbart hat, ist. Das gilt auch umgekehrt, die Frage nach Gott, der in Christus menschliches Leben und Schicksal angenommen hat, ist immer und unausweichlich die Frage nach dem guten Leben – nach seiner Form, der Motivation, es zu leben, den Ressourcen, um es bestehen zu können, dem Versprechen, es zu gewinnen, der Freude, es zu feiern, und der Notwendigkeit, es zu bezeugen.

Sie sprachen auch schon von einem «Traum der theologischen Erneuerung». Was meinen Sie damit?

Wenn man die Theologie um die Idee des guten Lebens herum organisiert – Leben, das gut funktioniert, das gut geführt wird, das sich gut anfühlt – alle drei in ihrer gegenseitigen Durchdringung –, dann befindet man sich auf dem Weg der Erneuerung. Die heutige Theologie steckt in einer tiefen Krise. Nur sehr wenige Menschen beschäftigen sich damit; sehr wenige Wissenschaftler oder alltägliche Menschen respektieren sie. Es gibt viele Gründe für diese Krise. Einer dieser Gründe ist, dass die Theologie vergessen hat, sich auf Gott und seine Beziehung zur Welt zu konzentrieren, dass sie die Welt und unser Leben nicht im Licht von Christus interpretiert, dass sie sich von der Frage nach dem guten Leben entkoppelt hat – genau die Frage, mit welcher sich Menschen heute beschäftigen möchten, aber nicht genau wissen, wie. Und sie wissen nicht, wie sie sich damit beschäftigen können, weil auch unsere Universitäten «den Sinn des Lebens abgeschrieben haben», wie einer meiner Kollegen schreibt.

Was erhoffen Sie sich von der Konferenz in Freiburg?

Ich könnte diese Hoffnungen auf viele verschiedene Arten und Weisen ausdrücken. Hier ist eine davon: Das Ziel meiner Vorträge – wie auch das Ziel des Buches, auf welchem sie basieren – ist es, zu zeigen, dass Religion, und noch spezifischer der christliche Glaube, eine Einheit von tiefer Sinnhaftigkeit und Freude im Alltag möglich machen. Mein Hauptargument wird folgendes sein: Der christliche Glaube – und auch andere Weltreligionen – ist fähig, die beiden Nihilismen auszutreiben: den Nihilismus derjenigen, die die Welt verneinen und zerstören, und den Nihilismus derjenigen, welche willkürliche

Werte erfinden – und die sich gegenseitig anstacheln, sich um die ganze Welt herum gegenseitig verfolgen und dabei Verwüstung und Sinnlosigkeit verbreiten, während sie diesen Planeten und unsere Hoffnungen zu Staub zerreiben. Ich hoffe, dass die Konferenz die Entdeckung von neuen Wegen anregt, auf denen der christliche Glaube als das Wasser des Lebens unsere Leben, unsere Gemeinschaften und unseren natürlichen Lebensraum erblühen lässt.

Sehen Sie Perspektiven für die Kirchen in Europa? Einer Kirche, die dem Säkularismus und dem Diktat der Beliebigkeit entgegentritt?

Ich bin genügend beunruhigt über den Säkularismus oder über das «Diktat der Beliebigkeit», dass ich darüber schreibe. Aber es ist nicht mein Hauptanliegen. Ich Sorge mich eher über die Authentizität unserer eigenen Leben als Christen und über die Authentizität unserer Vorstellungen von gelingendem Leben. Wir wählen die Zeit nicht aus, in der wir leben. Wir wählen das Leben, das wir leben in der Zeit, die uns zugeteilt ist. Lasst uns nicht über schlechte Zeiten klagen; lasst uns stattdessen leben: mit Freude über das gute Leben, zu welchem Gott uns berufen hat. Ich glaube, für Gemeinschaften, welche ein solches Leben verkörpern und fähig sind, es mit intellektueller Redlichkeit und mit Vorstellungskraft zu artikulieren, stehen die Aussichten gut.

Die Fragen an Miroslav Volf stellte Fritz Imhof. Das Interview wurde schriftlich geführt.

INTERVIEW

«Glaube und Globalisierung – Faith and Globalization»

Die Prozesse gesellschaftlicher Veränderung und die Phänomene der Globalisierung betreffen alle Lebensbereiche und interagieren auch mit dem Glauben der Menschen. Daraus ergeben sich theologische und gesellschaftliche Herausforderungen, auf die es gemeinsam im Dialog zu antworten gilt. In einer zunehmend globalisierten Welt betreffen scheinbar entlegene politische, wirtschaftliche und religiöse Spannungen auch unsere Lebenswelt unmittelbar. Gewalt und Terror bedienen sich religiöser Motive, was dazu führt, dass Angst und Abgrenzung die politischen Diskurse bestimmen. Ein bewusster und nachhaltig geführter Dialog über entscheidende Aspekte des Glaubens und der Globalisierung kann zu einem versöhnten und friedlichen Miteinander führen, welches im 21. Jahrhundert dringlich ist. Diesen aktuellen und herausfordernden Fragen widmen sich die zweiten Studententage zur theologischen und gesellschaftlichen Erneuerung vom 10. bis zum 12. Juni 2015 an der Universität Freiburg i.Ü. Hauptreferent ist der systematische Theologe der Yale University, Professor Miroslav Volf. Die drei Themenfelder Globalisierung, Interreligiöser Dialog und Versöhnung werden auch von anderen Expertinnen und Experten beleuchtet und im Rahmen von Podiumsdiskussionen vertieft, u.a. mit Barbara Hallensleben, Gregor Emmenegger, Thierry Collaud, Hansjörg Schmid, Mariano Delgado, Martin Hirzel und Klaus Leisinger.

Diese Tage stehen allen Interessierten offen und geben Gelegenheit zur Diskussion mit den Referentinnen und Referenten. Tagungssprache ist Englisch, eine Simultanübersetzung auf Deutsch und Französisch ist gewährleistet.

Termin: Mittwoch, 10. Juni 2015, 8.30/9.15 Uhr, bis Freitag, 12. Juni 2015, 13.15 Uhr; **Ort:** Aula Magna, Université Miséricorde, Avenue de l'Europe 20, 1700 Freiburg. **Weitere Informationen:** www.glaubeundgesellschaft.ch

KREATION UND
EVOLUTION

ZWISCHEN KREATIONISMUS UND EVOLUTIONISMUS

Die Deutungen von Hans Jonas und Joseph Ratzinger im Vergleich*

Die so genannte «Ursprungsdebatte» ist der Disput zwischen Kreationismus und Evolutionismus um ihre unterschiedlichen Hypothesen über die Anfänge des Universums, der Erde, des Lebens und der Menschheit. Angesichts der Regelmässigkeit und Ordnung im Kosmos sowie der Entwicklungsdynamik, die bestimmte Lebensformen auszeichnet, beginnt der Mensch von selbst, Fragen zu stellen: Woraus besteht die Welt? Auf Grund welchen Prinzips lässt sich die Entwicklung der Materie erklären, bezüglich des Kosmos im Allgemeinen und der Erde im Besonderen, bis hin zu den ausdifferenziertesten organischen Strukturen? In diesem Zusammenhang stehen sich seit einigen Jahrzehnten zwei antithetische Positionen gegenüber: die Kreationisten (bis hin zu «Intelligent Design», dem nordamerikanischen Autoren wie Michael J. Behe, Philipp E. Johnson, William A. Dembski und Stephen C. Meyer den Weg bereiteten) und die Evolutionisten (z. B. Daniel C. Dennett und Richard Dawkins). Gemeinsam ist beiden Seiten ihr Bestreben, bei den umstrittenen Fragen eine mediale und kulturelle Monopolstellung zu erlangen.

Doch wie so oft, wenn die Debatte von polarisierten Extremstandpunkten aus geführt wird, gehen vermittelnde Stimmen unter, die um eine ausgewogene Diskussion wissenschaftlicher, philosophischer und kultureller Frageaspekte bemüht wären. Genau solches versuchen wir, indem wir zwei vermittelnde Positionen vergleichen: jene des Philosophen Hans Jonas und jene des Theologen Joseph Ratzinger. Es wird sich zeigen, dass uns eine ausgewogene Gegenüberstellung die Gedanken beider Autoren tiefer und kritischer verstehen lässt, vor allem zum Umgang mit der Moderne und ihren intellektuellen und ethischen Herausforderungen. Dabei werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Positionen der beiden Denker deutlich erkennbar.

Keine einfachen Antworten auf komplexe Fragen

Wie bereits angetönt, ist die radikalisierte Ursprungsdebatte mit ihren entgegengesetzten «-ismen» weder für sämtliche in der Sache vertretenen Positionen repräsentativ, noch wird sie der Komplexität der anzugehenden Fragen gerecht. Immerhin legen diese Positionen die umstrittenen Sachbegriffe offen. Bekanntlich ist die Debatte in den letzten Jahren vor allem durch zwei Ereignisse erneut ins Rampenlicht

gerückt: auf «kreationistischer» Seite die Publikation des Artikels «Finding Design in Nature» von Kardinal Christoph Schönborn in der «New York Times» vom 7. Juli 2005, auf «evolutionistischer» Seite das Darwin-Jahr 2009 (200. Geburtstag, 150 Jahre seit seiner «Entstehung der Arten»).

Nicht alle, die den Ursprung der Welt auf das Wirken eines Schöpfergottes zurückführen, können sich mit den plakativsten Formen des Kreationismus identifizieren, die den Evolutionismus apodiktisch zurückweisen. Zu den interessantesten Positionen gehören in dieser Hinsicht diejenigen von Hans Jonas und Joseph Ratzinger. Für beide ist das Grundproblem, wie die Frage nach der Existenz eines menschlichen Geistes beantwortet werden kann, ohne dabei einem der zwei extremen Erklärungsmodelle («Intelligent Design» einerseits, evolutionistischer Materialismus andererseits) zu verfallen. Für Jonas und Ratzinger hängt die Existenz eines menschlichen Geistes gleichzeitig von zwei Grundbedingungen ab: 1. dass die Materie die Fähigkeit besitzt, Geist hervorzubringen, und 2. dass ein transzendenter und über der Zeit stehender Geist die Erstursache aller Dinge ist.

Geist aus Materie?

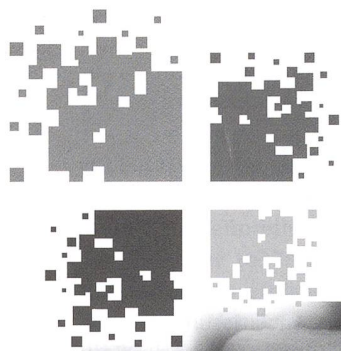
Die erste dieser beiden Grundbedingungen beruht ihrerseits auf zwei Annahmen:

a) Die Welt ist von Verstand und Ordnung durchdrungen. Demnach verdankt sie ihre Existenz mehr als dem schieren Zufall bzw. – in Monods Worten – dem Zusammenspiel von Zufall und Notwendigkeit. Jonas und Ratzinger sehen den Darwinismus grundlegend problematisch: Für den Theologen stellt er die Rationalität der Natur in Frage, für den Philosophen verstrickt sich der Evolutionismus in Widersprüche, zumal wenn er die Evolution als Folge pathologischer Abwandlungen statt als sinnvollen Entwicklungsprozess auffassen will. Für Ratzinger ist die Ordnung der Welt direkt auf die Existenz und das Handeln Gottes zurückzuführen: «Demgegenüber hat der kirchliche Glaube immer daran festgehalten, dass es zwischen Gott und uns, zwischen seinem ewigen Schöpfergeist und unserer geschaffenen Vernunft eine wirkliche Analogie gibt, in der zwar die Unähnlichkeiten unendlich grösser sind als die Ähnlichkeiten, aber eben doch die Analogie und ihre Sprache nicht aufgehoben werden» (Glaube, Vernunft und Universität. Erinnerungen und Reflexionen, Regensburg, 12. September 2006). Dies also sind die Grund-

*Der hier publizierte Artikel ist eine deutsche Zusammenfassung von: Paolo Becchi/Roberto Franzini Tibaldeo: Né darwinismo, né Intelligent Design. Un confronto tra Hans Jonas e Joseph Ratzinger, in: *Annuario filosofico* 29 (2013), 242–275. Die Zwischentitel sind von der SKZ-Redaktion gesetzt.

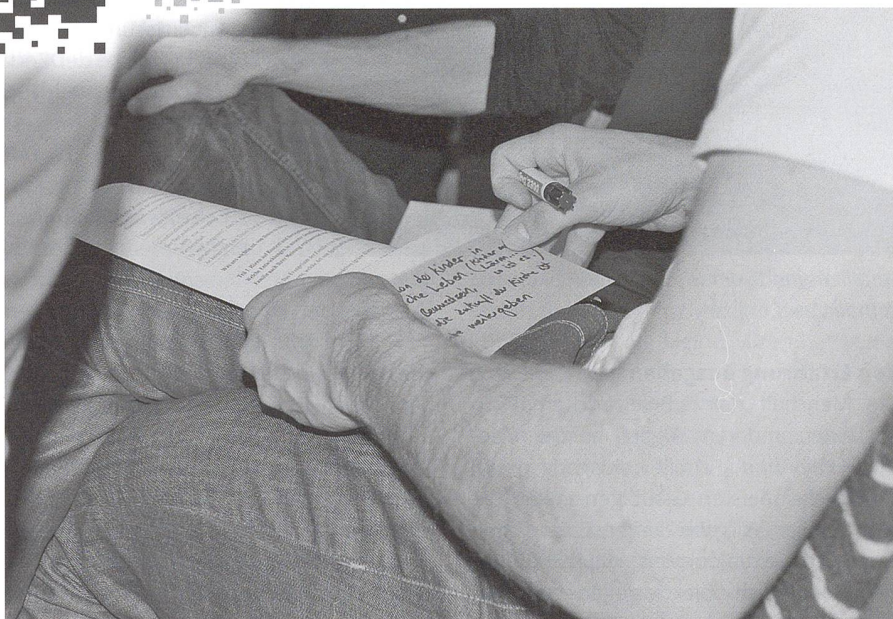
Prof. Dr. Paolo Becchi ist Ordinarius für Rechts- und Staatsphilosophie an der Universität Luzern und Extraordinarius für Rechtsphilosophie an der Universität Genua.

Dr. phil. Roberto Franzini Tibaldeo ist Dozent und Forschungsbeauftragter an der Höheren Schule Sant'Anna in Pisa.



kath.ch
katholisches medienzentrum

7 TAGE
14. MAI 2015 | N° 20
EDITORIAL



Ein Teilnehmer am Synodengespräch vom 24. März 2015 in St. Gallen beantwortet Fragen
| © 2015 Barbara Ludwig

Synode: Helvetiens Katholiken fordern Ehepastoral mit Bodenhaftung

Grosse Hausaufgaben für die Bischöfe der Weltkirche: Die Schweizer Katholiken fordern von ihrer Kirche eine ganz neue Ehe-theologie, die bei den «Sehnsüchten und Erfahrungen» der Menschen ansetzt. Dies zeigt laut Arnd Bünker, Sekretär der Pastorkommission der Schweizer Bischofskonferenz (SBK), ein Bericht auf, den die Schweizer Bischöfe am 5. Mai nach intensiven Gesprächen in der Basis veröffentlichten. Laut dem Bericht wünschen sich die Schweizer Katholiken, dass die Kirche die unterschiedlichen Formen von Familie wertschätzt und nicht einfach als «defizitär, irregulär, schwach oder verwundet» beschreibt.

Barbara Ludwig

Rund 6000 Gläubige haben im Rahmen von sogenannten Synodengesprächen ihre Sicht auf Ehe und Familie eingebracht. Das Ergebnis ist Mitte April in Form eines Berichts nach Rom geschickt worden und dient der Vorbereitung auf die Familiensynode im kommenden Herbst.

Bünker zeigte sich gegenüber kath.ch erfreut und erstaunt über die grosse Beteiligung. «Es verwundert, weil Katholiken beim Thema Ehe und Familie doch längst ihre eigenen Wege gehen.» Die Menschen hätten eben – «bei aller Kritik» an Lehre und Praxis der Kirche – die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass die Kirche ihnen in diesem Bereich etwas bieten könne. Gleichzeitig schätzten sie «wertvolle Aspekte» der kirchlichen Lehre.

Die meisten Gläubigen hätten aber auch klar zum Ausdruck gebracht, dass sie das, was ihnen wichtig ist, «durch ihre eigene Brille sehen», so Bünker. Mit dem «idealisierten» Familienbild der Lineamenta – dem Arbeitspapier, das der Vatikan 2014 zur Vorbereitung der kommenden Synode präsentierte – könnten sie «nichts anfangen». Es ist schlicht zu weit weg von ihrer eigenen Lebenserfahrung und von ihrem Alltag. «Die Bischofssynode und die Gläubigen in der Schweiz reden weitgehend aneinander vorbei», heisst es denn auch im Synodenbericht, den die SBK am 5. Mai publiziert hat.

Für alles eine Zeit

Ein Kind mit Downsyndrom, meint man, sei behindert. Nicht so Linard Bardill. Sein Sohn, mit Downsyndrom geboren, sei nicht behindert, sondern besonders begabt – weil er Herzen öffnen kann. Und weil er der Zeit eine neue Definition geben kann. Wenn er Zeit hat, sagt Linard Bardill, kann er die wunderbarsten Sachen mit seinem Sohn erleben. Hat er keine Zeit, werden die kleinsten Vorhaben zur Hölle.

Zeit ist ein grosses Thema für den Bündner Liedermacher und Sänger, der fest daran glaubt, dass das Leben aus Hiersein besteht – jetzt und hier statt morgen und anderswo. In seinen Liedern fragt er, wie man die Zeit anhalten könne, in seiner «Morgengeschichte» für SRF grübelt er darüber, ob man Zeit verlieren könne.

Der Faktor Zeit und ihr Verständnis ist einer der wesentlichen und sprichwörtlichen Unterschiede zwischen Orient und Okzident. Das wird auch beim Besuch im Caritas Baby Hospital sichtbar, in dem Linard Bardill jedem einzelnen Kranken Zeit und ein Lied schenkt. Um so viel ärmer die Eltern der kleinen Patienten dort in materieller Hinsicht sein mögen: Sie haben Zeit für ihre kranken Kinder. Oder nehmen sie sich. Stundenlang, ja tagelang wachen die Mütter – und nicht so selten auch die Väter – an den kleinen Betten.

Vielleicht kann uns dies Einladung sein, den bekannten biblischen Text des Predigers Kohelet wieder einmal hervorzuholen: «Alles hat Zeit und für jedes Vorhaben unter dem Himmel.» Er, Gott, «hat alles schön gemacht zu seiner Zeit, auch legte er die Ewigkeit in ihr Herz». Wenn alles seine Zeit hat, muss kein Kind sich wünschen, es könnte seinen Eltern etwas Zeit verschenken – wie in Linard Bardills Froschlied.

Andrea Krogmann

NAMEN & NOTIZEN

Vitus Huonder. Der Churer Bischof hat sich am 5. Mai während einer Stunde als «Telefonist» der Glückskette betätigt. An diesem Tag sammelte die Glückskette Spenden für die Erdbebenopfer in Nepal. Das eindrücklichste Gespräch hatte der Bischof mit einer Frau, die ihn kritisierte, aber dennoch spendete, erklärte Bischof Huonder am Donnerstag gegenüber kath.ch. Zu seinem Einsatz sagte er: «Es ist eine gute Aktion: Prominente als Telefonisten, damit möglichst viele anrufen und für Menschen in Not spenden. Ich fühle mich verpflichtet, als ich angefragt wurde.» Für einen derartigen Einsatz sei er jederzeit bereit.

Charles Morerod. Der Westschweizer Bischof wird an einem Podiumsgespräch am ersten Genfer Filmfestival «Es gibt einen Glauben» («Il est une foi») teilnehmen. Gemeinsam wird er mit Cineasten, Wissenschaftlern und Theologen über das Thema reden, das durch die Filme aufgeworfen wird. Das Festival wird von der katholischen Kirche in Genf vom 27. bis 31. Mai durchgeführt.

Valentin Groebner. Nach Einschätzung des Schweizer Historikers eignen sich digitale Kanäle nicht zum dauerhaften Bewahren von Wissen. Sie «sind Verteiler, nicht Speicher», schreibt er in einem Gastbeitrag in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» (6. Mai). In keiner Bibliothek verschwänden Inhalte so schnell wie im Netz: «Links verfallen, Server ziehen um.» Webprojekte, Blogs, digitale Plattformen und Netzwerke funktionierten vielmehr als «religiös aufgeladene Vehikel für Zugehörigkeit und für emotionale Teilhabe am Richtigen». Auch viele Kommentare zur Zukunft des Wissens wiesen quasi-religiöse Züge auf.

Zbigniew Wiszowaty. Dem Priester ist es bis auf weiteres untersagt, in einer Seelsorgeeinheit im freiburgischen Bezirk Greyerz sein Amt auszuüben. Ihm wird vorgeworfen, aus einer Pfarreikasse Geld geschöpft zu haben. Der aus Polen stammende Geistliche hat daraufhin die Niederlegung seines Amtes in der Diözese Lausanne-Genf-Freiburg auf den 30. April beantragt. Dies teilte das zuständige Bischofsvikariat am 3. Mai mit.



Familien synode der Bischöfe im Vatikan | © 2014 Mazur/catholicnews.org.uk

Von Erfahrung ausgehen

Die Mehrheit der Schweizer Katholiken hat einen anderen Zugang zu den Themen «Ehe» und «Familie»: Ausgangspunkt sei für die meisten Gläubigen «nicht die lehrmässige Vorgabe klarer Ehe-, Familien- und Sexualnormen, die wiederum auf vermeintlich objektiv gegebenen göttlichen Vorgaben beruhen, sondern der eigene subjektive Erfahrungsbereich der Gläubigen selbst», stellt der Bericht fest.

Die Menschen wünschten sich deshalb eine Ehe theologie, die bei ihren «Sehnsüchten und Erfahrungen» ansetzt, sagte Bünker. «Ein Ideal, das angesichts der Realitäten nicht hilft, ist für sie ein Problem.» Lehrmässige Aussagen müssen sich laut dem Bericht gegenüber den aus der «Lebens- und Glaubenserfahrung» der Menschen gewonnenen Massstäben bewähren. Dies gelinge der Kirche offenbar nur in geringem Masse. Und daher falle auch die Kritik an zahlreichen Positionen der Lineamenta deutlich aus. Der Bericht der SBK bewertet die Kritik als «fundamental»; sie verlange von der Synode einen «grundsätzlich» anderen Zugang zu den Themen Partnerschaft, Sexualität, Ehe und Familie.

Grosse Erwartungen an Synode

Die Schweizer Katholiken haben demnach hohe Erwartungen an die Synode. Ausgehend von der realen Vielfalt von Familienformen wünschen sie sich, dass die Kirche die unterschiedlichen Formen von Familie wertschätzt und nicht einfach als «defizitär, irregulär, schwach oder verwundet» beschreibt. Die Wertschätzung dürfe «nicht exklusiv am Kriterium der kirchlichen Ehe als Grundlage einer Familie festgemacht werden», findet eine Mehrheit.

Die Gläubigen beklagen andererseits gleichzeitig, dass der Wert der ehelichen

Beziehung in den Lineamenta kaum gewürdigt werde. Die Ehe vor und nach der Familienphase interessiert die Kirche offenbar zu wenig. So entstehe der Eindruck einer «Instrumentalisierung der Ehe für die Zwecke der Zeugung und Erziehung von Nachkommen».

Klare Voten zu «heissen Eisen»

Klare Voten gibt es zu den sogenannten «heissen Eisen», bei denen die Bischöfe der Weltkir-

che noch keine einheitliche Position gefunden haben. Die Mehrheit der Katholiken hält nichts vom Ausschluss wiederverheirateter Geschiedener von den Sakramenten: «Diese offizielle Norm wird von den Gläubigen als Skandal gesehen und abgelehnt», so der Bericht. Die Gläubigen wünschen sich vielmehr einen differenzierten Blick auf unterschiedliche Realitäten.

Was den Umgang der Kirche mit homosexuellen Partnerschaften betrifft, wünscht sich die «grosse Mehrheit» ihre kirchliche Anerkennung, auch wenn ein Teil der Gläubigen einer vollen Gleichstellung homosexueller Partnerschaften mit der Ehe skeptisch gegenüberstehe. Gleichgeschlechtliche Paare sollten auch gesegnet werden dürfen, finden die Gläubigen.

Kleine Minderheit will Lehre bewahren

Der Bericht verschweigt nicht, dass es auch eine Minderheit von Katholiken gibt, deren Voten deutlich von der Mehrheitsposition abweichen. Diese Katholiken wollen, dass die katholische Lehre nicht verändert wird. Sie gehören nur zu einem geringen Teil pfarreilichen Gruppen an, und es finden sich nur wenige Seelsorgende unter ihnen. Zu dieser Minderheit gehören laut Bünker etwa Anhänger der Piusbruderschaft, Ärzte, die die natürliche Familienplanung propagieren, aber auch Geschiedene, die bewusst auf eine neue Partnerschaft verzichten. «Es sind Gruppen, die ein bestimmtes Thema der Familienpastoral zum eigenen Charisma gemacht haben», erklärte Bünker.

Die allermeisten Stimmen der Minderheit sind aber nicht einfach nur mit dem Jetzt-Zustand der katholischen Lehre einverstanden. Sie wollen, dass die Kirche nach Wegen sucht, diese Lehre «respektvoll» und «nicht verurteilend» zu vermitteln, heisst es in dem Bericht. (bal)

Bunte Lieder für Bethlehems Kinder

Ein Lied am Bett eines kranken Kindes kann die Atmosphäre drehen, sagt Linard Bardill. Rund 40 Mal im Jahr singt der Bündner in Schweizer Kinderspitälern für die kleinen Patienten und ihre Eltern. Am 3. Mai sang Bardill für die Kinder im Caritas Baby Hospital in Bethlehem. Nach einem Benefiz-Konzert im Luzerner Verkehrshaus ist der Besuch vor Ort seine zweite Solidaritätsaktion für die Kinder von Bethlehem. Was im Caritas Baby Hospital geleistet wird, findet der Liedermacher eindrücklich: «Kinder ernstzunehmen, wie dies hier geschieht, ist wichtig, denn sie sind unsere Zukunft!»

Andrea Krogmann

Linard Bardill erzählt von einem fremden Land mit vielen Bergen. Latife übersetzt. Dann singt er. Von Fröschen und von Gänsen. Von der Sonne und von der Zeit. Es sind ruhige Töne, dann wieder freche, wie



Der Bündner Linard Bardill singt für die kleinen Patienten des Caritas Baby Hospital in Bethlehem | © 2015 Andrea Krogmann

das Piratenlied für die beiden grösseren Patienten im Schulalter. «Das Alter der Patienten kann zwischen ein paar Wochen und 18 Jahren liegen – da kann man sich nicht drauf vorbereiten! Ich spüre jeweils, wie die Stimmung ist und was passt!» Für Bailasan auf Station A passt das lustige Lied über Schmetterlinge. «Bei traurigen Liedern fängt sie an zu weinen», sagt die Mutter. Die Präsenz der Mütter ist es, die den Sänger am stärksten beeindruckt: «Mütter im Allgemeinen geben ihren Kindern Kraft. Aber die Mütter hier sind unendlich stark!»

Der Fokus auf die Mütter ist eine der Grundlinien des Caritas Baby Hospital. Dank Prävention und Gesundheitserziehung sollen vermeidbare Erkrankungen gar nicht erst entstehen. Von 900 000 Menschen im Gebiet zwischen Bethlehem

und Hebron – dem Haupteinzugsgebiet des Babyspitals – sind 370 000 unter 14 Jahre alt. 38 000 von ihnen wurden im letzten Jahr in Bethlehem behandelt. Sein Engagement für die Einrichtung, ist Bardill überzeugt, ist eine gute Investition.

Sohn mit Downsyndrom

Dem kleinen Qussai auf Station B kann das Engagement des Schweizer mit seiner Gitarre nicht lange genug dauern. «Jetzt ein Lied für mich», fordert er selbstbewusst und rutscht ganz nah an die Gitarre. Mit jedem Zimmer wächst die Interaktion zwischen dem Musiker und seinem Publikum, nur die kleine Miran hat keine Lust auf Musik. «Es ist freiwillig, das ist okay», sagt Linard Badrill.

Wenn Linard Bardill nicht singt, stellt er Fragen. Hört den Müttern und den wenigen anwesenden Vätern zu. Spricht ihnen Mut zu und erzählt seine eigene Geschichte. Sein elfjähriger Sohn ist mit Downsyndrom zur Welt gekommen. «Er hat mein Leben umgekehrt», erzählt Bardill den Eltern. «Für mich ist er nicht behindert, sondern speziell begabt. Er kann Herzen öffnen. Und er definiert die Zeit neu!» Für den Schweizer ist klar: «Wir bekommen die Kinder, die wir brauchen, das ist so in der Schöpfung. Kein Kind ist zu viel oder falsch.» Die Mütter nicken zustimmend.

«Nicht anders als in der Schweiz»

Seit 35 Jahren ist Linard Bardill mit seinen Liedern unterwegs, in den letzten zwanzig Jahren sind zum Erwachsenenrepertoire Kinderlieder hinzugekommen. Für Kinder im Spital zu singen, habe ihm neue Räume eröffnet, sagt er. «Ob ich für 1000 Leute singe oder für ein Kind und seine Mutter: Es bleibt das gleiche Lied, genauso bedeutsam!» Den Zuhörern fällt es schwer, den Schweizer ziehen zu lassen. «Ich liebe die Musik, sie ist so beruhigend!», sagt eine der Mütter.

Linard Bardill ist zufrieden. «Die Kinder hier sind nicht anders als in der Schweiz: Sie reagieren auf die Musik. Wenn es ihnen zu viel wird, wenden sie sich ab, gefällt es ihnen, kommen sie näher. Und manchmal fangen sie an zu tanzen. «Wie Baby Mohammed, der den Schweizer anstrahlt und lacht. «Das ist sehr beglückend.» Am Abend wird er bei einem Gartenkonzert in der Casa Nova an Bethlehems Krippenplatz sein erwachsenes Publikum beim Froschlied zum Mitsingen animieren: «Ein bisschen Kind müsst Ihr schon sein, sonst gibt es kein Glück.» (ak)

KURZ & KNAPP

Gemeinsam. Das Osterfest könnte von den Christen aller Konfessionen gemeinsam jeweils am dritten April-Sonntag gefeiert werden. Diesen Vorschlag machte der koptisch-orthodoxe Papst-Patriarch Tawadros II. bei einer «Begegnung mit der Jugend» im koptischen Kulturzentrum von Amsterdam. Die Diskussion über die Vereinheitlichung des Osterdatums betreffe ein «historisches Problem», das keine Auswirkungen im Bereich von Glaube und Lehre habe.

Vandalenakt. Die katholische Kirche im freiburgischen Riaz wurde geschändet. Am 2. Mai wurden die Bibel zerrissen, die Osterkerze umgeworfen und Töpfe zerstört. Die Pfarrei hat gegen unbekannt Klage erhoben.

Alarmierend. Katholische Bischöfe aus Deutschland und Belgien haben vor einem Dammbruch bei der Sterbehilfe gewarnt. Der Bischof der belgischen Diözese Tournai, Guy Harpigny, bezeichnete die Situation in Belgien als alarmierend, wie die Deutsche Bischofskonferenz am 8. Mai mitteilte. Aus der ursprünglichen Intention der Regierung, die aktive Sterbehilfe durch gesetzliche Regelungen einzudämmen, sei eine Dynamik entstanden, die die aktive Lebensbeendigung plausibel erscheinen lasse und auch bei Minderjährigen oder ausserhalb der Sterbephase ermögliche.

Gesucht. Heuen und Käsen für den guten Zweck: Die Schweizer Caritas sucht 800 Freiwillige für einen Einsatz bei Bergbauernfamilien in schwierigen Lebens- und Arbeitsumständen. Bislang sind noch mehr als 1200 Einsatzwochen zu besetzen. Mehr als 70 Bergbauernfamilien hoffen für den Sommer noch dringend auf Hilfe.

Gelockert. In Deutschland gilt für die mehr als 700 000 Mitarbeiter der katholischen Kirche und der Caritas künftig ein verändertes Arbeitsrecht. Mit der Reform geht die Kirche auf wiederverheiratete Geschiedene und Mitarbeiter zu, die in eingetragenen Lebenspartnerschaften leben. Ausserdem wird festgelegt, wie die Gewerkschaften künftig bei den Verhandlungen über kirchliche Arbeitsvertragsbedingungen beteiligt werden.

DIE ZAHL

32. 32 neue Rekruten der Schweizergarde haben am 6. Mai im Vatikan den Eid auf Papst Franziskus abgelegt. In einer feierlichen Zeremonie schworen sie im Innenhof des päpstlichen Palastes, ihm und seinen rechtmässigen Nachfolgern «treu, redlich und ehrenhaft zu dienen» und notfalls das eigene Leben dafür zu opfern. Dazu traten sie einzeln vor, erhoben die rechte Hand zum Schwur und ergriffen mit der linken Hand die Stange der Gardefahne. 24 der neuen Gardisten sind Deutschschweizer; sieben stammen aus dem französischsprachigen und einer aus dem italienischsprachigen Landesteil. Papst Franziskus hatte den Gardisten am 4. Mai bei einer Audienz ans Herz gelegt, während des Dienstes Rosenkränze zu beten und immer ein kleines Evangelium bei sich zu tragen.

542. Die Bibel liegt vollständig in 542 Sprachen vor. Das sind 18 mehr als ein Jahr zuvor. Wie die Deutsche Bibelgesellschaft am 5. Mai in Stuttgart unter Berufung auf den Weltverband der Bibelgesellschaften mitteilte, gibt es das Neue Testament in weiteren 1324 Sprachen. In noch einmal mehr als 1020 Sprachen existieren zumindest einzelne Bibelteile. Sprachforscher gehen von weltweit rund 6900 lebenden Sprachen aus. Erstmals liegt nun auch die Heilige Schrift in der Bantusprache Yao vor. Laut Bibelgesellschaft gibt es für 1,3 Milliarden Menschen noch keine vollständige Bibelübersetzung in der Muttersprache. Zurzeit arbeiten Bibelgesellschaften an mehr als 400 Projekten. Der Weltverband der Bibelgesellschaften zählt 146 Mitglieder und ist in mehr als 200 Ländern aktiv.

IMPRESSUM

Katholisches Medienzentrum
Redaktion kath.ch
Bederstrasse 76, CH-8027 Zürich
Telefon: +41 44 204 17 76
E-Mail: redaktion@kath.ch
Leitender Redaktor: Martin Spilker
kath.ch 7 Tage erscheint als Beilage der Schweizerischen Kirchenzeitung. Die Verwendung von Inhalten – ganz oder teilweise – ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe gestattet.
kath.ch 7 Tage als PDF-Abonnement bestellen: medienzentrum@kath.ch

Bischof Morerod auf dem Weg zur Bistumstrennung

Bis zum 15. Mai läuft im Bistum Lausanne-Genf-Freiburg eine Vernehmlassung zu einer Neuaufteilung des Bistums. Auch die Zürcher Katholiken wünschen sich eine neue Bistumseinteilung. Der Kirchenhistoriker Markus Ries geht davon aus, dass dem Wunsch des Westschweizer Bischofs Charles Morerod nach einer Aufteilung seines Bistums schneller entsprochen wird als dem Wunsch der Zürcher nach einem eigenen Bistum.

«Bis eine Neueinteilung vorgenommen ist, kann es lange dauern», erklärte der Sprecher der Schweizer Bischofskonferenz, Walter Müller, gegenüber kath.ch. Die Bischofskonferenz prüfe nach den «Impulsen» aus Zürich und Freiburg, welche Verfahren für eine neue Bistumseinteilung gewählt werden sollen, sagte Müller. So müsse die Frage geklärt werden, ob eine Einzellösung oder eine Gesamtlösung für die Schweiz angestrebt werden soll.

Rücksicht auf viele Faktoren

Beim Entscheid müsse Rücksicht auf ganz unterschiedliche Faktoren genommen werden. Regionale und finanzielle Befindlichkeiten müssten geprüft werden. Rücksicht genommen werde auch auf ökumenische Zusammenhänge, handelt es sich doch bei Genf und Zürich um wichtige Städte der Reformation.

Mit Interesse wird in Zürich das Vorgehen von Bischof Morerod beobachtet. Wenn andernorts in der Schweiz eine Neueinteilung der Bistümer oder die Bildung eines eigenen Bistums angeregt wird, «befeuert dies natürlich das Anliegen der Zürcher Kirche für ein eigenes Bistum», erklärte

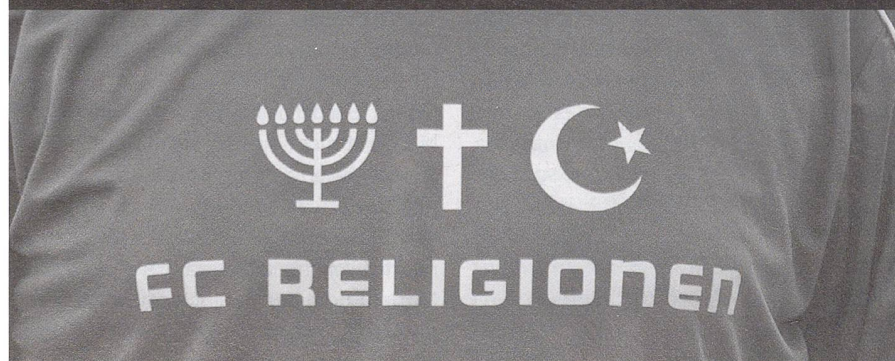
Aschi Rutz, Bereichsleiter Kommunikation beim Zürcher Synodalkollegium. Überdies sei die Errichtung eines Bistums Zürich keine Erfindung der Zürcher Katholiken. Vielmehr habe eine Kommission der Schweizer Bischofskonferenz bereits vor 35 Jahren eine Neueinteilung der Schweizer Bistümer vorgeschlagen.

Die Begehren aus Zürich und Freiburg zur Neuorganisation der Bistümer weisen einen grossen Unterschied auf. In der Westschweiz fordert ein Bischof, dass sein Bistum aufgeteilt wird. In der Deutschschweiz fordert eine kantonale Kirche die Aufteilung des Bistums. Zu diesem Umstand hält Markus Ries, Professor für Kirchengeschichte an der Universität Luzern, fest: «Ja, wenn sich der Wunsch auf die Aufteilung des Bistums beschränkt, kann die Stellungnahme von Bischof Morerod die Sache in der Westschweiz tatsächlich beschleunigen.» Zentral sei nämlich das Einverständnis des Bischofs. Schwieriger werde es, wenn Gebiete mehrerer Bistümer einbezogen sein sollten. In diesem Falle müssen beide Bischöfe zustimmen.

Einbezug der Reformierten

Die Vernehmlassung im Bistum Lausanne-Genf-Freiburg richtet sich zum aktuellen Zeitpunkt an die Priester und Laientheologen im kirchlichen Dienst, erklärte die Informationsbeauftragte des Bistums, Laure-Christine Grandjean, gegenüber kath.ch. Die reformierten Kirchen seien schriftlich über das Vorgehen des Bischofs informiert worden. Zu einem späteren Zeitpunkt will das Bistum auch an die reformierten Kirchen gelangen, um deren Haltung zu einer neuen Bistumseinteilung zu eruieren. (gs)

AUGENBLICK



Papst Franziskus findet, dass zu viel über Fussball geredet wird. In Italien bestehe ebenso wie in seinem Heimatland Argentinien die Gefahr, «immer über Fussball zu sprechen und die anderen Sportarten zu übergehen», sagte er vor Mitgliedern des römischen Sportvereins Lazio. Jede Sportart habe ihren eigenen Wert für Körper, Sozialleben und Moral.

FC Weltreligionen | © 2010 Georges Scherrer

lagen der «rationalen Struktur der Materie» und der «Korrespondenz zwischen unserem Geist und den in der Natur waltenden rationalen Strukturen». Als Philosoph geht Jonas etwas weniger weit: Für ihn sind Regel und Ordnung im Kosmos ohne weiteres wahrnehmbar, zunächst in den physikalischen Gesetzen und den geordneten Strukturen der Materie. Als komplexere Ordnung stellt sich das Leben «als eine ansteigende Stufenfolge dar, ausgespannt zwischen «primitiv» und «entwickelt», um schliesslich zum menschlichen Geist zu gelangen, der «von allem Anfang an im Organischen vorgebildet ist» (Organismus und Freiheit, 1973). Hier jedoch stellt sich die – bis heute unbeantwortete – Frage, welches Evolutionsprinzip die Entwicklung der Materie erklärt: «Das Rätsel ist dabei die anti-entropische, physikalisch unwahrscheinliche Richtung von Unordnung zu Ordnung» (Materie, Geist und Schöpfung, 1988).

b) Die zweite Annahme von Jonas und Ratzinger ist die Zurückweisung der modernen Tendenz, jeglichen qualitativen Unterschied (so denjenigen zwischen Geist und Materie) aus dem Bereich des Realen zu verbannen. Letzteres folgt aus der Anwendung der modernen Wissenschaftsmethode, deren methodologische Voraussetzung die materialistische Weltauffassung ist. Für Jonas und Ratzinger entsteht das Problem in jenem Moment, wo der Materialismus von einer methodologischen zu einer ontologischen Doktrin heranwachsen will und beansprucht, eine allumfassende Erklärung der Realität zu geben. Doch vermöchte der Materialismus solches niemals zu leisten, zumal er seinem Wesen nach partiell und selektiv sein muss.

Transzendenter Geist als Erstursache?

Kommen wir somit zur zweiten Grundbedingung für das, was wir als «Geist» bezeichnen können. Der Geist würde dabei die spezifisch menschliche Existenz von allem abgrenzen, was sie umgibt. Die Unterscheidung zwischen Geist und materieller Welt wäre somit qualitativer, nicht bloss quantitativer Natur. Hier müsste zunächst gezeigt werden, wie man «den Primat und die Superiorität des Geistes» mit der Überzeugung vereinbaren kann, wonach «die Richtung der Evolution und ihr Fortschrittscharakter im letzten unbestreitbar» sind. Zum anderen müsste die Darwin'sche Lesart, wonach der Mensch in seiner Ganzheit ausschliesslich ein Produkt der Evolution ist, verworfen werden. Gelänge dies nicht, drohten die Konsequenzen «in ein strenges Entweder-Oder zu führen, das keine Vermittlung zulässt. Das aber würde nach unserem heutigen Erkenntnisstand doch wohl das Ende des Schöpfungsglaubens bedeuten» (Schöpfungsglaube und Evolutionstheorie, 1969).

Für Ratzinger und Jonas zielt die heikle Frage nach dem Wesen des Geistes einerseits auf dessen

Verhältnis zur Materie der Welt, andererseits auf das Verhältnis des Menschen zur göttlichen Transzendenz. Ob man nun die Geschichte des Kosmos und somit des Menschen (wie der reduktionistische Evolutionismus) als rein materielles Ergebnis des Zufalls auffasst oder umgekehrt (wie «Intelligent Design») als planmässige Verwirklichung göttlicher Vorsehung – in beiden Fällen würde die Bedeutung der göttlichen Transzendenz verkannt, mit ihrer Bedeutung für die Welterzeugung und den menschlichen Geist.

Welcher Weg aber führt zu einem richtigen Verständnis dieser Fragen?

Jonas versucht, (v. a. in «Materie, Geist und Schöpfung», aber auch in «Unsterblichkeit und heutige Existenz», 1962 und «Der Gottesbegriff nach Auschwitz», 1987), die bereits erwähnten Grundbedingungen (die Fähigkeit der Materie, Geist hervorzubringen, und die Annahme eines transzendenten und über der Zeit stehenden Geistes als Erstursache) zu verbinden, indem er den unergründlichen göttlichen Entschluss, «sich zurückzunehmen», der «Selbstverneinung», an den Anfang der Welt setzt. Der göttliche Verzicht auf die Allmacht entlässt den Kosmos in die Freiheit und belässt ihm seine eigenen Chancen. Dem Göttlichen verbleibt dabei eine gewisse kosmische Bedeutung, die jedoch von interventionistischen Deutungen à la «Intelligent Design» weit entfernt ist.

Jonas entwickelt seine Gedanken in der Form eines Mythos, der einflussreich an die kabbalistisch-jüdische Tradition anknüpft: «Damit Welt sei und für sich selbst sei, entsagte Gott seinem eigenen Sein; er entkleidete sich seiner Gottheit, um sie zurückzempfangen aus der Odyssee der Zeit, beladen mit der Zufallsernte unvorhersehbarer zeitlicher Erfahrung, verklärt oder vielleicht auch entstellt durch sie» («Unsterblichkeit und heutige Existenz»). Die mythische Erzählweise besticht dadurch, dass sie einerseits einen radikalen Blick auf den Bereich des Menschlichen wirft, sich dem Bereich des Göttlichen andererseits mit einer gewissen Nüchternheit annähert. Aus der Betrachtung dessen, was sich im Kosmos zeigt, sollen fundierte Grundlagen für die menschliche Verantwortung gefunden werden. Die kosmische Evolution kommt demnach «zu uns, den einzigen uns bekannten Trägern des Geistes, d. h. denkenden Erkennens und folglich willensfreien Handelns in der Welt – eines Handelns, das im Lichte des Erkennens immer mächtiger wird (...). Es ist kein Zweifel, wir haben es in unserer Hand, die Schöpfungsabsicht zu vereiteln, gerade in ihrem anscheinenden Triumph mit uns, und sind vielleicht kräftig daran. Warum dürfen wir es nicht? Warum dürfen wir nicht, wie die Tiere, alles, was wir können? Einschliesslich der Selbstvernichtung? (...) Die Pflicht, die stets bestand, wird akut und konkret mit dem Wachstum menschlicher Macht durch die Technik, die der ganzen Lebenswohnung hier auf

KREATION UND
EVOLUTION

**KREATION UND
EVOLUTION**

Erden gefährlich wird (...). Es sagt uns, dass wir jetzt die von uns gefährdete göttliche Sache in der Welt vor uns schützen, der für sich ohnmächtigen Gottheit gegen uns selbst zu Hilfe kommen müssen» («Materie, Geist und Schöpfung»).

Auch Joseph Ratzinger betont die Notwendigkeit, sich entschieden zu einem göttlichen Schöpfungsakt zu bekennen: «Um sich zu entwickeln und zu entfalten, muss die Welt zuerst da sein und folglich aus dem Nichts in das Sein gekommen sein. Mit anderen Worten, sie muss vom ersten Seienden, das wesenhaft ein solches ist, geschaffen worden sein» (Ansprache an die Teilnehmer der Vollversammlung der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften, 31. Oktober 2008). Freilich unterscheidet sich Ratzingers Schöpfergott radikal vom Jonas'schen sich «zurücknehmenden» Gott, beide Autoren betonen aber die Bedeutung einer göttlichen Schöpfung für das Verständnis des Geistes und den Sinn der Evolution. So Ratzinger: «Die Alternative Materialismus oder geistig bestimmte Weltbetrachtung, Zufall oder Sinn, stellt sich uns heute in der Form der Frage dar, ob man den Geist und das Leben in seinen ansteigenden Formen nur als einen zufälligen Schimmel auf der Oberfläche des Materiellen (das heisst des sich nicht selbst verstehenden Seienden) oder ob man ihn als das Ziel des Geschehens ansieht und damit umgekehrt die Materie als Vorgeschichte des Geistes betrachtet. Trifft man die zweite Wahl, so ist damit klar, dass der Geist nicht ein Zufallsprodukt materieller Entwicklungen ist, sondern dass vielmehr die Materie ein Moment an der Geschichte des Geistes bedeutet. Dies aber ist nur ein anderer Ausdruck für die Aussage, dass Geist geschaffen und nicht pures Produkt der Entwicklung ist, auch wenn er in der Weise der Entwicklung in Erscheinung tritt» («Schöpfungsglaube und Evolutionstheorie»).

Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Für beide Denker ist die heikle Frage, wie man eine transzendente Evidenz des Geistes und dessen nicht zufällige Interaktion mit der materiellen Evolution erklären kann, ohne dabei in theoretisch problematische, wissenschaftlich unhaltbare Positionen à la «Intelligent Design» zurückzufallen, welche die Grenzen zwischen Naturwissenschaft und Theologie aufheben wollen.

Auf eine Adventspredigt von Bernard von Clairvaux Bezug nehmend, schreibt Benedikt XVI.:

«Nach dem Versagen der Stammeltern ist die ganze Welt verdunkelt, unter der Herrschaft des Todes. Nun sucht Gott einen neuen Eingang in die Welt. Er klopft bei Maria an. Er braucht die menschliche Freiheit. Er kann den frei geschaffenen Menschen nicht ohne ein freies Ja zu seinem Willen erlösen. Die Freiheit erschaffend, hat er sich in gewisser Weise vom Menschen abhängig gemacht. Seine Macht ist gebunden an das unerzwingbare Ja eines Menschen. So zeigt Bernhard, wie Himmel und Erde in diesem Augenblick der Frage an Maria gleichsam den Atem anhalten» («Jesus von Nazareth. Die Kindheitsgeschichten», 2012).

Wenn auch der «Gott, Herr und Schöpfer aller Dinge» bei Jonas keine Entsprechung findet, lässt sich doch eine gewisse Ähnlichkeit zur Klangfarbe der zitierten Stelle von Ratzinger heraushören. Freilich lässt sich Jonas' Schöpfergott nicht mit «Du» anreden und trägt die menschliche Freiheit ihm gegenüber nicht – wie bei Ratzinger – die Züge der Gotteskindschaft. Dafür belässt der Selbstverzicht der Jonas'schen Gottheit der Welt und dem Menschen mehr Freiheit als ein göttliches Projekt, wonach «eine voranschreitende Bewegung an dem ihr zugewiesenen Ziel ankommt» (Ratzinger, in: «Schöpfungsglaube und Evolutionstheorie»). Mehr noch als der christliche Gott, der sich zwar auch «entäusserte» (vgl. Phil 2,7) und Mensch wurde, war und ist der Jonas'sche Gott von jeher bereit, sich auszustellen, selbst auf die Gefahr des Scheiterns hin.

Bei allen Ähnlichkeiten unterscheidet sich Ratzingers Deutung der Schöpfung von derjenigen Jonas', welche, in die Form mythischer Erzählung gekleidet, von einer anderen religiösen Tradition herkommt. Jonas geht sodann mehr auf die moderne Wissenschaft ein, die im Darwinismus jegliche kreationistische Spekulationen ihrer mangelnden Auseinandersetzung mit der Kontingenz des Realen überführt. Die beiden Autoren treten der Moderne und ihren Früchten (Wissenschaft und Evolutionismus) somit unterschiedlich gegenüber: Der Jonas'sche Ansatz sucht eine waffengleiche Konfrontation, während Ratzinger den Angriff bisweilen von schützenden Mauern einer theologisch-dogmatischen Autorität aus führt. Entsprechend verschieden sind somit auch die Schwierigkeiten und Grenzen der beiden Ansätze: Auch wenn er den mythischen Charakter seines Rückgriffs auf die Metaphysik betont, kann sich Jonas in den Augen der Wissenschaftsgemeinschaft dem Eindruck eines vorurteilsbehafteten Gesprächspartners nicht entziehen. Und Ratzinger scheint die Gräben zwischen Glaube und Wissenschaft etwas vorschnell und oberflächlich zuschütten zu wollen, was einigen seiner innovativen und vielversprechenden Gedanken den Wind aus den Segeln nimmt und sie in einem zwiespältigen Licht erscheinen lässt.

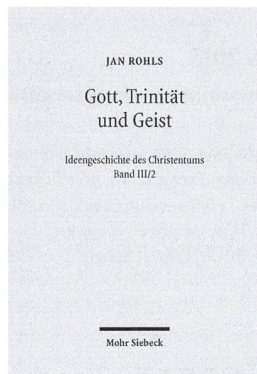
Paolo Becchi und Roberto Franzini Tibaldeo

Religion und Gesellschaft – eine unbequeme Beziehung

Volker Bernius u. a. (Hrsg.): *Religion und Gesellschaft. Zur Aktualität einer unbequemen Beziehung.* (Verlag der Weltreligionen im Insel Verlag) Berlin 2010, 300 S. Das Buch thematisiert zentrale Glaubensfragen, die in 24 Sendungen des Hessischen Rundfunks von Theologen, Philosophen, Soziologen, Soziologen usw. diskutiert wurden. Fazit: Die Stimme der Religionen ist gefragt, sie muss aber vernünftig-theologisch, traditionsbewusst und mystagogisch sein. (ufw)

Von Israel über Griechenland bis in die USA

Der dritte Band der Ideengeschichte des Christentums behandelt die Entwicklung der Gotteslehre



Der dritte Band der auf zehn Bände angelegten Ideengeschichte des Christentums ist dem klassischen dogmatischen Ideenkomplex der Gotteslehre gewidmet. Zentral geht es um den christlichen Gottesbegriff und um die Möglichkeit der Gotteserkenntnis.

Rolf Weibel – Der Monotheismus, der Glaube an ausschliesslich einen und einzigen Gott, ist für das Christentum wie für das Judentum und den Islam charakteristisch. Das frühe Christentum scheint sich im Gefolge der jesuanischen Rede vom Vatergott ganz an die monotheistische Tendenz des zeitgenössischen Judentums und der griechischen Philosophie angeschlossen zu haben. Der jüdische Monotheismus steht allerdings nicht am Anfang der Religionsgeschichte Israels. «Vielmehr bildet sich die Alleinverehrung des einen Jahwe und schliesslich auch die Auffassung, dass Jahwe der einzige Gott überhaupt sei, erst im Laufe eines langen Prozesses der Auseinandersetzung mit den Religionen der vorderorientalischen Umwelt Israels heraus.» Mit der Logos-Vorstellung der altkirchlichen Theologie wurde der Jahwe-Monotheismus in Auseinandersetzung mit der griechischen Philosophie schliesslich trinitarisch interpretiert.

Rolf Weibel war Redaktionsleiter der «Schweizerischen Kirchenzeitung» und arbeitet nachberuflich weiterhin als Fachjournalist.

Vom Gott Anu zur Vernunft

Um diese Zusammenhänge in den Blick nehmen zu können, beginnt die Darstellung im Teil «Antike» mit dem mesopotamischen und ugaritischen Pantheon. Sie führt vom alten Israel über Griechenland nach Rom und zum Hellenismus, vom Neuen Testament und den apostolischen Vätern weiter vor allem zur griechischen und lateinischen christlichen Literatur; hier wird auch die Gotteslehre der Konzilien von Nikaia und Konstantinopel thematisiert. Im Gefolge des Zweiten Konzils von Nikaia wird auf den Streit der karolingischen Theologen um das Filioque eingegangen. Im abschliessenden Kapitel geht es um das langsame Ende der Götterbilder in der Spätantike, um die Begrenzung christlicher bildlicher Motive und um symbolische Darstellungen zumal der Trinität.

Abschnitt Barock: Rembrandt fehlt

Der Teil «Mittelalter» beginnt mit der islamischen und jüdischen Philosophie und führt von Anselm von Canterbury durch die ganze Scholastik bis zu den späten Oxforde Theologen wie John Wyclif. Abgeschlossen wird dieser Teil mit dem Filioquestreit zwischen Rom und Byzanz sowie einem knappen Überblick über

setzt der Teil «Aufklärung» ein. Er führt weiter über das englische Enlightenment und die deutsche Frühaufklärung in die Weite und Breite der europäischen Aufklärung. Abgeschlossen wird dieser Teil mit einem Kapitel über Gott in der bildenden Kunst und Dichtung des Barock. Dass Rembrandt nicht in diesem Zusammenhang dargestellt wird, sondern bereits im Zeitabschnitt der Konfessionsbildung vorgestellt wurde, erstaunt etwas; an ihm hätte sich der Unterschied zwischen katho-

«God as Reason» – Gott als Vernunft – den Ansatz seiner Gotteslehre darlegt, wonach Philosophie und Christentum sich durch eine besondere Beziehung zum Logos, zur Vernunft auszeichnen.

Eine enzyklopädische Fülle

Der immense Stoff ist gut gegliedert, so dass sich die Leserinnen und Leser gut zurechtfinden können. Das Vorgehen kann als darstellend und paraphrasierend bezeichnet werden. Dabei werden die Ideen vor allem an Personen

«Der immense Stoff ist gut gegliedert, so dass sich die Leserinnen und Leser gut zurechtfinden können.»

lischem und protestantischem Barock gut aufzeigen lassen.

Der zweite Teilband, umfangreicher als der erste, führt in die Neuzeit, wobei sich das 19. Jahrhundert vor allem als Zeit der grossen deutschen Dichter und Denker auszeichnet. Für die eine Seite können paradigmatisch Hölderlin, Goethe und Schiller stehen, für die andere Seite Kant, Hegel und Schleiermacher. Jan Rohls bezieht aber auch die Vereinigten Staaten und Russland mit ein, namentlich Dostojewski,

aufgezeigt, so dass das Personenregister ein guter Schlüssel ist. Weil aber auf ein Sachregister verzichtet wurde, müssen Personen oder Begriffe den Leserinnen und Lesern schon etwas sagen, wenn sie eine bestimmte Idee oder einen Sachverhalt gezielt suchen, zum Beispiel dem Thema der Gottesbeweise diachronisch nachgehen wollen. Die Aufteilung des Inhalts in die klassischen Ideenkomplexe war naheliegend, sie hat aber ihre Nachteile. So war für die altkirchliche Entwicklung der Trinitätslehre die trinitarische Sprache in der Tauf liturgie und der eucharistischen Mahlfeier von grosser Bedeutung. Die in der Liturgie fassbaren Ideen werden aber erst später, nämlich im Band «Wort, Sakrament und Gottesdienst» dargestellt.

«Die Aufteilung des Inhalts in die klassischen Ideenkomplexe war naheliegend, sie hat aber ihre Nachteile.»

die Kunst des Mittelalters. In der anschliessenden Zeit von Renaissance und Humanismus, Reformation und Konfessionsbildung gerät die grosskirchliche Trinitätslehre erneut in die Kritik. Dargestellt werden die Antitrinitarier in Genf, aber auch der Antitrinitarismus und Sozianismus in Polen und Siebenbürgen.

Mit René Descartes und seinen Kritikern, den Jesuiten in Frankreich und den calvinistischen Theologen in den Niederlanden,

Tolstoi und Solojew. Um die Wende zum 20. Jahrhundert wird Gott erneut ein Thema der deutschen Kunst, und so beginnt der letzte Teil mit ihrer Darlegung. Im Gang durch das letzte Jahrhundert treten neue philosophische und theologische Ansätze zutage, und mit der ökumenischen Bewegung tritt auch ein neuer Ort theologischer Arbeit auf den Plan. Der letzte in diesem Teilband vorgestellte Theologe ist Vittorio Hösle, der in seiner Aufsatzsammlung

Jan Rohls: Gott, Trinität und Geist. Ideengeschichte des Christentums, Band III/1 und Band III/2. Mohr Siebeck, Tübingen 2014. 1453 Seiten, Fr. 124.45.



AMTLICHER TEIL

ALLE BISTÜMER

6000 Personen beteiligen sich an Synodengesprächen in der Schweiz *Mediencommuniqué zur Vorbereitung auf die kommende Versammlung der Bischofssynode*

In der Schweiz haben sich im Februar und März 2015 gegen 6000 Katholikinnen und Katholiken an zahlreichen Synodengesprächen beteiligt. Die an den Gesprächen diskutierten Anliegen und Sichtweisen sind in 570 Berichten niedergelegt. Zahlreiche Pfarreien und diverse katholische Vereinigungen sind dem Aufruf der Schweizer Bischöfe gefolgt, Fragen der bevorstehenden Familien-Bischofssynode zu diskutieren. Die Ergebnisse der Synodengespräche bestätigen und verdeutlichen die Antworten einer Ende 2013 in der Schweiz durchgeführten Online-Umfrage, an der sich mehr als 25 000 Personen beteiligt haben. Der Bericht über die Ergebnisse der Synodengespräche ist von der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) nach Rom übermittelt worden.

Die katholische Kirche sucht auf Anregung von Papst Franziskus nach erneuerten Antworten auf die brennenden Fragen zu Ehe und Familie. Diese Themen beschäftigen die Kirche seit Jahrzehnten. Nach einer ersten Bischofssynode 2014 wird in Rom im Oktober 2015 eine weitere Synode über die Familie stattfinden. In der Vorbereitung auf die kommende Versammlung der Bischofssynode sind die katholischen Gläubigen weltweit aufgerufen, ihre Einschätzungen zu formulieren.

Verständnis für die konkreten Situationen des Scheiterns

Die Rückmeldungen aus den Synodengesprächen zeigen einen grossen Konsens. Die Gesprächsrunden dokumentieren die weitgehende Wertschätzung der kirchlichen Ideale von Ehe und Familie. Zugleich sind sie sich aber der Grenzen der Umsetzung dieser Ideale in der Lebenswirklichkeit der Menschen bewusst. Sie zeigen viel Verständnis für die konkreten Situationen des Scheiterns von Ehen oder des Zerbrechens von Familien. Hier erwarten sie von der Bischofssynode Perspektiven für neue Wege für die betroffenen Menschen. Nur eine kleine Minderheit der Rückmeldungen zeigt den Wunsch nach einer strikten Einhaltung der gegenwärtigen Lehre der Kirche mit ihrer strengen Disziplin.

Wünsche an die katholische Kirche

Die Gesprächsrunden richten sehr konkrete Wünsche nach Rom: Der Ausschluss wiederverheirateter Geschiedener von den Sakramenten müsse beendet werden. Die Gründe für das Zerbrechen von Ehen seien so vielfältig, dass die pauschale Bestrafung durch die Kirche bei einer Wiederheirat nicht mehr akzeptiert werde.

Partnerschaften von Schwulen und Lesben sollen in der Kirche Platz haben, so lautet ein weiterer Wunsch an die Kirche. Auch wenn die Gleichstellung mit der kirchlichen Ehe mehrheitlich abgelehnt wird, so gibt es doch eine hohe Zustimmung zu einer Segnung dieser Partnerschaften.

Zudem haben die Gesprächsrunden die Feststellung gemacht, dass die kirchlich geschlossene, sakramentale Ehe heute zu einem Minderheitsmodell geworden ist. Daher wird gewünscht, dass die Kirche ihr Engagement in der Vorbereitung und Begleitung von kirchlichen Ehen erhöht und ihr Engagement für Familien ausbaut.

Kirchliche Mitarbeitende und engagierte Gläubige

Die Synodengespräche wurden von Januar bis März 2015 an vielen Orten und in zahlreichen Gruppen in der katholischen Kirche in der Schweiz angeboten. Die Entscheidung über die Art und Weise der Gesprächsorganisation und Durchführung der Synodengespräche war den Seelsorgenden und partizipierenden Gläubigen überlassen. Diese wurden gebeten, die wichtigsten Gesprächsergebnisse der Geschäftsstelle der Pastorkommission der SBK zuzusenden. Der weitaus grösste Teil der an den Synodengesprächen teilnehmenden Personen repräsentiert Seelsorgende, Katechetinnen und Katecheten sowie vor allem engagierte Gläubige in Pfarreien, Kirchgemeinden, kirchlichen Verbänden (z.B. Frauen- und Jugendverbänden) und in weiteren Gruppierungen und Gemeinschaften.

Die Schweizer Bischofskonferenz hatte zur Durchführung von Synodengesprächen aufgerufen und dazu entsprechendes Impulsmaterial zur Verfügung gestellt. Der Gesamtprozess wurde in der Geschäftsstelle der Pastorkommission der SBK (mit Sitz im Schweizerischen Pastoralsoziologischen Institut) koordiniert. Dort wurden die Ergebnisberichte der Synodengespräche gesammelt, analysiert und in einem Bericht

zusammengefasst. Dieser Bericht schliesst auch Rückmeldungen von Fachpersonen der Familienpastoral und aus der Theologie ein. In Rom werden die weltweit gesammelten Stimmen in ein Vorbereitungsdokument für die Synode im Oktober 2015 einfließen.

Freiburg i.Ü., 5. Mai 2015

Walter Müller, Informationsbeauftragter SBK

Anmerkung der SKZ-Redaktion: Der «Bericht aus der katholischen Kirche in der Schweiz zu den Fragen der Lineamenta in der Vorbereitung auf die Bischofssynode in Rom 2015» ist unter www.kirchenzeitung.ch, SKZ-Nr. 20/2015, aufgeschaltet.

BISTUM BASEL

Ausschreibung

Die beiden vakanten Pfarrstellen *Urs und Viktor Solothurn* und *Maria Königin des Rosenkranzes Solothurn* werden per sofort oder nach Vereinbarung für einen Pfarradministrator zur Wiederbesetzung ausgeschrieben.

Interessierte Personen melden sich bitte bis zum 5. Juni 2015 beim Bischöflichen Ordinariat, Abteilung Personal, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn, oder per E-Mail personal-amt@bistum-basel.ch

BISTUM CHUR

Ernennung

Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder ernannte Pfarrer *Taddeo Golecki* zum Dekan des Dekanates Mesolcina-Calanca.

Chur, 7. Mai 2015

Bischöfliche Kanzlei

Julius Kardinal Döpfner

Peter Pfister (Hrsg.): *Julius Kardinal Döpfner (1913–1976). Daten und Bilder zu seinem Wirken in Würzburg, Berlin und München.* (Schnell + Steiner) Regensburg 2013, 536 S.

Das Erzbistum München bemüht sich vorbildlich um die Aufarbeitung des Lebens und Wirkens des Konzilsmoderators. Hier werden ein Gesamtverzeichnis der bischöflichen Amtshandlungen, das Findbuch der im Erzbischöflichen Archiv überlieferten Ansprachen und ein reicher Fotobestand zugänglich gemacht, auch mit Hinweisen zur Schweiz (z.B. das Referat über Bleibendes und sich Wandelndes in Chur 1969). (ufw)

BUCH

.....

Urbaner Lebens- und Konsumstil

Stephan Wirz/Gerhard Droesser (Hrsg.): *Urbaner Lebens- und Konsumstil* (= *Schriften Paulus-Akademie Zürich*, Band 9). (Edition NZN bei TVZ, Theologischer Verlag) 2014 182 S.

Der vom theologischen Ethiker Stephan Wirz, Leiter des Bereichs Wirtschaft und Arbeit der Paulus-Akademie Zürich sowie Titularprofessor für Ethik an der Universität Luzern, und dem Würzburger Professor für Christliche Sozialwissenschaft, Gerhard Droesser, herausgegebene Sammelband «Urbaner Lebens- und Konsumstil» gliedert sich nach einer ausführlichen Einleitung der beiden Herausgeber (7–15), die die einzelnen Aufsätze hervorragend zusammenfasst, in die drei Grossteile: Teil 1: «Ist der Stadtmensch im Konsumieren überfordert? Erkundungen einer wesentlichen Dimension des Menschseins» (17–75), Teil 2: «Ich shoppe, also bin ich! Verschiedene Positionen zur Gestaltung «guten Lebens»» (77–135), und Teil 3: «Lässt sich das Religiöse noch im Städtischen verorten?» (137–180). Eine Übersicht über die Autorinnen und Autoren beschliesst den Band (181 f.).

Lokale Identität

Allein die Perspektive der Fragestellung ist schon spannend, nämlich die thematische «lokale» Eingrenzung eines umfassenden identitätsethischen, wirtschaftsethischen, politisch-ethischen, sozialetischen und ökologisch-ethischen Geflechts auf das Leben in der Stadt, auf das Urbane und auf den von ihm generierten Lebens- und Konsumstil mit all seiner heterogenen Vielfalt und Breite an Möglichkeiten und Optionen. Spannend dann auch, wie die drei Grossteile miteinander verzahnt und ineinander verankert sind – und das bei den doch in bestimmter Hinsicht durchaus disparaten Ansätzen, die freilich unter dem Dach des ernsthaften ethischen Fragens nach der zu-

künftigen Gestaltung des Lebens und Konsumierens in den zunehmend grösser werdenden Städten vereint sind.

Gründe für die Lektüre

Das Büchlein ist aus vielerlei Gründen äusserst lesenswert:

– Es führt in überschaubaren, gut leserlichen, aber dennoch wissenschaftlich tiefgründigen Aufsätzen in die ethischen Problemstellungen ein – und das an den Phänomenen Konsum, modernes Leben und Zukunftsoffenheit, die uns allesamt in unseren täglichen Entscheidungen, Hoffnungen und Sorgen betreffen. Man wird dadurch regelrecht in die Reflexionen über die anthropologischen, ökonomischen, sozialen und ökologischen Chancen- wie Problemlagen der modernen Konsum- und Lebensgestaltung hineingezogen.

– Es geriert sich keinesfalls «verklemmt», «depressiv» oder «repressiv», wie das so viele konsumethische Ratgeber tun.

Das liegt zum einen an der Fundierung des Büchleins in den einleitenden Aufsätzen der Herausgeber: Stephan Wirz, bereits mit seiner Dissertation Experte der bedürfnisethischen Fragestellung innerhalb der Wirtschaftsethik («Vom Mangel zum Überfluss. Die bedürfnisethische Frage in der Industriegesellschaft», Münster 1993) legt in seinem Beitrag «Dynamische Bedürfniswelt. Herausforderungen für den consumer citizen» (19–36) die ethische Gestaltung eines zukunftsfähigen urbanen Lebens- und Konsumstils Grund in einem «autonomiebasierten Person-Verständnis» und in «einem liberalen Gesellschaftsmodell» (31). Gerhard Droesser (37–54: «Die Kultivierung des Begehrens. Konsumgestaltung im Horizont liberaler Ethik») vertieft diesen affirmativen Ansatz durch eine philosophisch-anthropologische wie sozialwissenschaftlich-politische Herangehensweise an die Definitionen von «Konsum» und «Urbanität»: Beide stehen mit ihren Potenzialen und Gefährdungen im Kontext von «Sinn-synthesen» (41), die ihrerseits aus dem komplexen Zusammenfließen von Identitätsaufbau des Einzelnen wie Mentalitätslagen der Gesellschaft entstehen. Die

«Glücksmomente, die mir der Konsum vermittelt» (48), stellen dabei mögliche integrative Bestandteile der Sinndeutung dar, niemals aber deren Gesamtheit. Diese wiederum ist verflochten mit der politischen, religiösen und ethischen Identität, sei dies persönlich oder gesellschaftlich. Die Gesellschaft ist dabei «nicht die der Konkurrenz eigensinniger Subjekte, sie ist auch keine naturwüchsige Solidargemeinschaft, in denen das Kollektiv alle individuellen Eigenleistungen absorbiert. Sie ist das spannungsreiche Miteinander von Subjekten, in dem jedes, frei in der Wahl seiner Möglichkeiten und darum in ganz unterschiedlichen Synthesen und Akzentuierungen, aber doch unbeliebig unter dem formalen Solen des *terminus ad quem*, sowohl für die eigene Personwerdung wie die der Anderen verantwortlich sein Handeln anzustrengen hat» (54). Abgerundet wird die aristotelische Zielperspektive der «Eudaimonia» als eines Glücks, das in einem Gesamtsinn verankert ist, durch die Übersicht über empirische Studien und durch deren Auswertung durch den Volkswirtschaftler Mathias Binswanger (55–75): «Glück im Konsum? Die Tretmühlen des Glücks».

Der gemeinsame Nenner

Versucht man – neben der thematischen Fragestellung – einen gemeinsamen Nenner aller Beiträge im Buch zu finden, so ist es einerseits die aristotelische Suche nach dem personalen Glücken des Menschen im Angesicht der Möglichkeiten modernen Konsumierens und des modernen urbanen Lebensstils und andererseits die ihrerseits aristotelische Frage nach dem Zusammenspiel der Menschen in der «Polis». Genau darin aber nun unterscheiden sich die Beiträge denn auch: Während Stephan Wirz, Gerhard Droesser, Mathias Binswanger und wohl auch der Schweizer Architekt Ulrich Prien (79–81: «Was macht die Stadt so attraktiv?»): Er spricht von einem «Charakter», der die Städte prägt und der ihre Attraktivität auf Dauer ausmacht) und der frühere CEO der Schweizer Warenhauskette Globus, Marcel Dietrich (83–97: «Einkaufen als Erlebnis»: Er führt anschaulich

auch in Bildern in die Trends moderner Offline-Marketingstrategien ein) die Verantwortung für den eigenen Glücksaufbau und für die Fortentwicklung der Gesellschaft im Spannungsfeld der Chancen und Gefährdungen eher dem Diskurs der «consumer citizens» anheimstellen, interpretieren die drei spanischen Erziehungswissenschaftler M. Belén Caballo Villar, Rita Gradaïlle Pernas und Germán Vergas Callejas in ihrem Beitrag «Bürgergeist oder Konsumegoismus» (99–112) den Gedanken der aristotelischen «Polis» eher kommunitaristisch im Sinne eines übergreifenden «Bürgergeists», der dem Konsumieren von daher einen Ort zuweist (hier ist «Konsum» freilich zugleich materieller und damit deutlich enger gefasst als bei Droesser).

In eine ähnliche Richtung argumentieren – im Sinne einer philosophisch gehaltenen «Beratung zur sinnvollen Lebensführung» die beiden Engländer Richard Docwra und Elizabeth Holmes (113–124) sowie – religiös untermauert («What does it mean to live well as a Christian in consumer society»: 125) – die Engländerin Ruth Valerio in ihrem Aufsatz «Einfacher Lebensstil als freikirchliches Programm» (125–135). In diesen letztgenannten Beiträgen entsteht der Eindruck, dass dem Entwurf eines urbanen Lebens- und Konsumstils durch den Einzelnen eine irgendwie geartete gemeinschaftliche Interpretation von Sinnentwürfen vorausgeht, die möglicherweise auch schon auf die Produktion und Distribution Einfluss nehmen.

Disparität

Meines Erachtens liegt die im Buch aufscheinende bleibende Disparität an drei Punkten: erstens an der ihrerseits noch ungeklärten politischen und ethischen Frage, ob der Polis-Gedanke des Aristoteles eher liberal oder eher kommunitaristisch zu deuten ist. Zweitens an der Frage, wie Leitbildvorgaben entstehen und wie Partizipation gelebt wird: eher «naturwüchsig diskursiv» im Gespräch aller Beteiligten (bei hoher Wertung der Souveränität der Beteiligten) oder eher programmatisch (bei hoher Wertung der

Orientierungssuche der Beteiligten). Drittens in der Frage, wie eng oder wie weit die Begriffsfügung «urbaner Lebens- und Konsumstil» verstanden wird: Bleibt er eher im Materiellen verhaftet oder nimmt er eher auch den positiven Reiz aller ökonomischen, technischen, medizinischen, kulturellen, ästhetischen und sozialen Errungenschaften und der Vielfalt an unterschiedlichsten Lebensentwürfen in Blick.

Die Frage des Religiösen

Dann schliesslich zur Frage nach dem Religiösen im Anspruch des urbanen Lebens- und Konsumstils: Hier zeichnet die österreichische Journalistin und Theologin Brigitte Schwens-Harrant einen auch literarisch genüsslichen Überblick über die Stadtbilder und das Empfinden städtischer Protagonisten in verschiedenen

Romanen (139–150: «Die erzählte Stadt»). In gleichfalls reizvoller literarischer Qualität runden der Luzerner Dogmatiker Wolfgang W. Müller (151–162: «Verdrängen die Konsumtempel die Sakralräume?») und der Bonner Pastoraltheologe Jörg Seip (163–180: «Grenzziehungen – Praktiken des Versammelns») das Bändchen ab. Müller sieht in dem Nebeneinander der vielen Lebensstile vor allem der Grossstädte der Zukunft eine «Theologie der Stadt» als «ein Postulat theologischer Arbeit im 21. Jahrhundert» (162). Im Gegensatz zu Harvey Cox' «Stadt ohne Gott» erkennt er aber, dass «gesellschaftliche Umbrüche, Migration und Mobilität eine «Wiederkehr» des Religiösen in der Stadt eingeleitet» haben (162). Seip betrachtet die Stadt als ständiges Fliessen und Verschieben von Grenzen, als lebendes

corpus, das auch mit Blick auf den Konsum- und Lebensstil auf theologischer Basis immer kritikoffen bleibt: «Gegen den Kommerz, also den Tausch, der wie der Potlatsch ohne Gegengaben nicht funktioniert, halten sie das commercium, also jenes Geschenk wach, jenen «wunderbaren Tausch» einer Gabe, der keine Gegengabe erfordert: Das wäre jene Sakralisierung, die das dichotomische Paar säkular/sakral überschreitet und in theologischer Begrifflichkeit «Inkarnation» heisst» (180). Mit dieser theologischen Einkleidung schliesst ein Buch, das man nicht nur ein Mal liest und dann wegwirft, sondern eines, das man wegen seiner unterschiedlichsten Impulse, seiner bleibenden Offenheit und seiner Zukunftsorientierung immer wieder zur Hand nehmen kann und über dessen Gedanken sich zu medi-

tieren lohnt – gerade für die verantwortungsvoll Fragenden und Suchenden! **Wolfram Winger**

Dr. theol. Wolfram Winger ist Oberstudiendirektor und Schulleiter am Gymnasium Bad Waldsee; er war von 1992 bis 1997 wissenschaftlicher Redakteur für das «Handbuch der Wirtschaftsethik» und für das «Lexikon der Bioethik» (Leitung Prof. Dr. Wilhelm Korff in München).

Priesteraushilfe oder -mitarbeit

Schweizer Priester im Pensionsalter übernimmt Aushilfen, auch kurzfristig. Eine weitergehende Mitarbeit ist möglich. Kontakt via Telefon oder SMS an 079 791 04 41.

Versilbern Vergolden Reparieren Restaurieren



Ihre wertvollen und antiken Messkelche, Vortragskreuze, Tabernakel, Ewiglichtampeln und Altarleuchter restaurieren wir stilgerecht und mit grossem fachmännischem Können.

SILBAG AG

Grossmatte-Ost 24 · 6014 Luzern
Tel. 041 259 43 43 · Fax 041 259 43 44
e-mail info@silbag.ch · www.silbag.ch

Portal kath.ch

Das Internetportal der Schweizer Katholiken/Katholikinnen

Gratisinserat



Schweizer
**Opferlichte
EREMITA**
direkt vom
Hersteller

- in umweltfreundlichen Bechern
- kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

LIENERT-KERZEN AG
Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055/412 23 81
Fax 055/412 88 14

LIENERT-KERZEN

Autoren dieser Nummer

Prof. Dr. Paolo Becchi, Universität
Froburgstrasse 3, 6002 Luzern
paolo.becchi@unilu.ch
Dr. phil. Roberto Franzini Tibaldeo
Scuola Superiore Sant'Anna, Istituto
di Diritto, Politica e Sviluppo
Piazza Martiri della Libertà, 33,
I-56127 Pisa (I)
roberto.franzinitibaldeo@sssup.it
Lic. theol. Fritz Imhof
Schulstrasse 25, 4315 Zuzgen
fritz.imhof@gmx.ch
Dr. theol. Wolfram Winger
Am Lettenhof 13
D-88339 Bad Waldsee, Reute
Winger1961@gmx.de

Schweizerische Kirchenzeitung

Fachzeitschrift für Theologie
und Seelsorge / Amtliches Organ

Redaktion

Maihofstrasse 76, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27

E-Mail skzredaktion@nzz.ch
www.kirchenzeitung.ch

Stellen-Inserate

Telefon 041 429 58 72
E-Mail skzinserate@nzz.ch

Kommerzielle Inserate

Telefon 041 370 38 83
E-Mail h.j.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente

Telefon 041 429 58 72
E-Mail skzabo@nzz.ch

Abonnementspreise

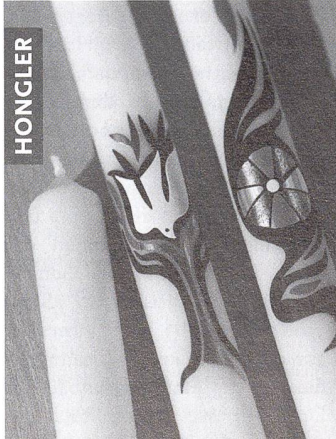
Jährlich Schweiz: Fr. 169.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 98.–

Redaktionsschluss und Schluss der Inseraten-
annahme: Freitag der Vorwoche, 11.00 Uhr.
Das vollständige Impressum erschien in der
SKZ-Ausgabe Nr. 19/2015, S. 268.

«Kath.ch 7 Tage» als SKZ-Beilage

Redaktionelle Verantwortung:
Kath. Medienzentrum, Bederstr. 76
Postfach, 8027 Zürich
E-Mail redaktion@kath.ch

HONGLER



verzierte Kerzen

Unser Angebot umfasst über 200 Symbole zu Themen wie Taufe, Erstkommunion, Firmung und Ehe.

Kerzenfabrik Hongler
9450 Altstätten SG

Betriebsführungen für Gruppen ab 10 Personen.

Kataloge bestellen
unter Tel 071/788 44 44
oder www.hongler.ch

